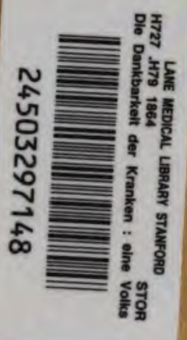
Die

Dankbarkeit der Kranken.



Eine Volksschrift

das Geschäft, über die Personen und über die socialen Verhältnisse in der ärztlichen Praxis.

Von

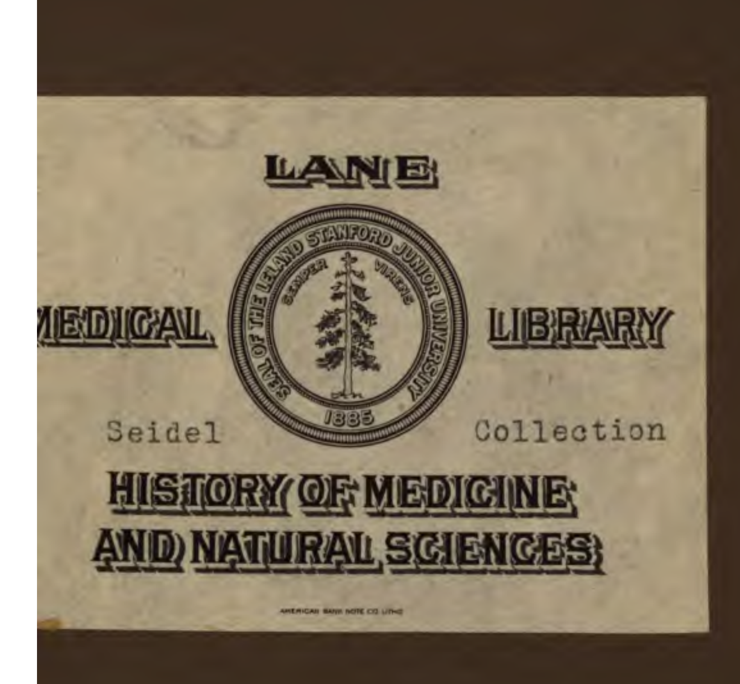
Prof. Dr. I. Hoppe.

Leipzig.

Friedrich Fleischer.

1864.




LANE
MEDICAL
SEAL OF THE LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY
SEMPER VIRENS
1885
LIBRARY
Seidel
Collection
HISTORY OF MEDICINE
AND NATURAL SCIENCES

Die

Dankbarkeit der Kranken.

Eine Volksschrift

über das Geschäft, über die Personen und über die socialen Verhältnisse in der ärztlichen Praxis.

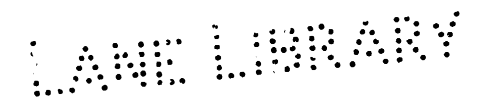
Von

Prof. Dr. I. Hoppe.

Leipzig.

Friedrich Fleischer.

1864.



Vorrede und Einleitung.

Vom ersten Beginne meiner Laufbahn an habe ich mich der ärztlichen Praxis mit voller Liebe und mit lebhafter Begeistrung gewidmet, und es ist mir eine Freude gewesen, thätig zu sein, ohne dass ich dabei mehr einnahm, als zur Fristung des Lebens nöthig war. So trieb ich's mehre Jahre aus lauter Arbeitslust. Aber trotz aller Freude an der Arbeit und trotz einer reichlichen Praxis empfand ich die Uebelstände des ärztlichen Berufs oder richtiger die *Uebelstände* der herrschenden ärztlichen Geschäftsweise so bitter, und es drückte mich die *Resultatlosigkeit* der ärztlichen Mühen und Anstrengungen so schwer, dass ich mich aus diesem Stande mehr und mehr wieder heraussehnte. In einer Schrift, die ich betitelte: „Klagen aus der ärztlichen Praxis" gab ich meinem Herzen Luft. Aber ich scheute und schämte mich damals, diese Schrift zu veröffentlichen, obgleich sie doch nur reine und wahre Beobachtungen über das ärztliche Geschäft enthielt und ganz geeignet war, viele Uebelstände klar darzulegen. — Inzwischen fand ich im Lehramte lohnende Arbeit und Erholung.

Es vergingen wiederum Jahre. Ich lebte der Wissenschaft und der Praxis, und wiederum gerieth ich wiederholt in die volle praktische Thätigkeit hinein. Es war mir aber stets

schmerzlich, meine Zeit allzu sehr an der praktischen Beschäftigung zu verlieren. Doch konnte ich es nicht ändern. Der praktischen Lehrfächer wegen bedurfte ich der praktischen Thätigkeit, und ich tröstete mich hiermit und auch mit dem Gedanken, dass ich bei der Krankenbehandlung die ganze geschäftliche Seite des Berufs und alle Uebelstände in dem gebräuchlichen Betriebe der ärztlichen Praxis erschöpfend kennen lernte, und dass ich, da doch noch Niemand diesen Gegenstand zu einem besondren Studium gemacht habe, zweckmässig dieses thun könnte. Und mit verdoppeltem Eifer sammelte ich wieder Notizen über Alles, was mir in geschäftlicher, in socialer und in anthropologischer Beziehung bei der Krankenbehandlung und bei der Beobachtung der ärztlichen Praxis Andrer vorkam. Indess die Unlust ergriff mich abermals, der *Zeitverlust* und die *Resultatlosigkeit* der Arbeit schmerzten mich wieder mehr und mehr über alle Maassen, und das Geldverdienen wurde mir so entsetzlich zuwider, dass ich unter dem Joche der praktischen Thätigkeit schwer seufzte. Als ich hierbei endlich immer klarer erkannte, dass dem Arzte die Praxis durchaus *nicht nach seinem wissenschaftlichen Werthe und Streben zufällt*, dass dabei das Benehmen des Arztes sehr wesentlich entscheidet und dass tausenderlei Nebenumstände maassgebend werden, — als ich sah, dass das Volk medicinisch allzu unreif ist, *um wissenschaftlich richtige Kuren an ihm machen zu können*, — als ich entdeckte, dass *unter gewissen Bedingungen* der Arzt eine reichliche Praxis haben kann, wie er auch kuriren und wer er auch sein möge, er möge wissenschaftlich oder empirisch, er möge richtig oder unrichtig behandeln, er möge diese oder jene Mittel, Mittel der verschiedensten und der entgegengesetztesten Art gebrauchen, er möge kuriren, in welcher Weise er nur immer wolle, er möge ein studirter Arzt oder ein Laie, ein Schäfer, ein Schläfer oder eine Schläferin sein, — und

als ich inne wurde, dass man zwischen dem Praxistreiben und zwischen dem wissenschaftlich richtigen Krankenheilen durchaus einen Unterschied machen müsse und Beides nimmermehr verwechseln dürfe, so zerriss die Geduld und es ergriff mich solche Abneigung gegen das praktische Gebahren, dass ich keinen andren Wunsch mehr kannte, als der praktischen Thätigkeit ganz überhoben zu sein, um mich bloss mit wissenschaftlichen Untersuchungen beschäftigen zu können. Und wiederum machte ich meinem Herzen Luft durch eine Schrift, betitelt: „der Einfluss der äussren Verhältnisse auf die Praxis des Arztes", und ich sprach in dieser Schrift die Uebelstände in der herrschenden, geltenden und gleichsam privilegirten Ausübungsweise der ärztlichen Praxis und die tief genug begründeten Klagen des Arztes frei aus. Aber wiederum hatte ich nicht den Muth, diese Schrift zu veröffentlichen, und ich schämte mich auch diesmal, Dinge zu sagen, die doch Wahrheiten waren; ich schämte mich, obgleich ich wusste, dass die vorgebrachten Klagen alle Aerzte irgend sehr und Viele sogar mehr als mich berührten.

Wieder vergingen Jahre. Wissenschaftliche Untersuchungen gaben mir eine angenehme Abwechslung, aber die Praxis blieb und in die volle Praxis gerieth ich immer wieder hinein. Die Notizen über den Geschäftsbetrieb, über anthropologische Beobachtungen bei der Krankenbehandlung und über die socialen Verhältnisse der Heilkunde wuchsen zwar mehr und mehr an, doch der Schmerz über den Zeitverlust und über die Resultatlosigkeit des Geschäfts folterte mich von Neuem und er folterte mich wieder immer stärker. Da traf es sich, dass in einer Gesellschaft von gebildeten Männern ohne alle Scheu von der Heilkunst behauptet wurde, „die Heilkunst sei ein Geschäft, wie alle andren Geschäfte, bloss ein Geschäft, um Geld zu verdienen". Noch nie hatte ich Solches gedacht, nie Solches zu denken ge-

wagt, und die Beleidigung erschien mir um so grösser, als gebildete Männer Solches aussprachen und sich auf ihre Beobachtungen des Lebens dabei bezogen. Im Streit gerieth ich in Aufregung und Eifer. Aber nur allzubald musste ich mir wirklich selbst gestehen, dass an dieser Aeussrung leider nur allzu viel Wahres ist, und dass das Geschäft und der Geschäftsbetrieb sich so gestaltet haben, dass man mit einer gewissen Berechtigung jene Behauptung aufrecht halten kann.

Und ermannt endlich auch zu dem Gedanken, dass jene Aeussrung in der That viel Wahrheit enthält, ging ich heim und schrieb diese Schrift. Jetzt aber scheue ich mich nicht, frei auszusprechen, was ich als Uebelstände der ärztlichen Praxis beobachtet habe. Ich habe jedoch meine Gedanken nur erst an ein einzelnes Thema angeschlossen, und als solches habe ich die Dankbarkeit der Kranken gewählt, weil gerade die Dankbarkeit unter den Uebelständen der ärztlichen Praxis von besondrer Wichtigkeit ist.

Die Schattenseiten im ärztlichen Geschäfte habe ich in würdiger Weise besprochen, und habe ich auch die Uebelstände kühn aufdecken müssen, so forderte es doch die Gerechtigkeit, dass ich den ärztlichen Stand hierbei in angemessner Weise in Schutz nahm.

Basel, am 10. Juni 1864.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichniss.

I.

Einige allgemeine Verhältnisse in Betreff der Dankbarkeit gegen den Arzt.

Zu einer erfreulichen Gewissheit ist jetzt die Thatsache geworden, dass der Phosphor ein grosses Heilmittel ist, und es steht fest, dass derselbe bei Lungenentzündungen viel vermag. Besonders ist es diejenige Lungenentzündung, welche sich aus der Entzündung der Luftröhrenverzweigungen entwickelt, besonders ist es die sogenannte katarrhalische Pneumonie, auf welche der Phosphor so ausgezeichnet wirkt. Und man kann in vielen Fällen bei Lungenaffectionen durch Phosphor das Leben retten oder doch verlängern. Dies weiss man nun; diese Gewissheit giebt dem Arzte einen gewaltigen Halt, und viele solcher Gewissheiten geben ihm Vertrauen, Zuversicht, Festigkeit und Selbstständigkeit. Wenn nun aber auch ein Arzt noch so viele solcher Gewissheiten hat und in seiner Stube gewappnet und gerüstet sitzt, da draussen im Verkehr sieht es ganz anders aus, geht es ganz anders her, und die Bekanntschaft und die Verwandtschaft, die Gefälligkeit und Geselligkeit, sie geben dem Arzte auch Vertrauen und Zuversicht, Festigkeit und Selbstständigkeit, und zwar oft in noch viel grösserem Maasse. Das Wissen, das richtige Wissen unterliegt den Verhältnissen, und das unvollkommene, das unrichtige Wissen siegt und behält den Sieg noch über den Tod des Kranken hinaus. Wenn aber ein Arzt solche Gewissheiten von der Wirkung der Mittel und von der Heilung der Krankheiten hat, so muss er wahrhaftig, so unscheinbar er auch aussehen mag, als ein unheimliches, als ein zu fürchtendes Wesen erscheinen; denn er kann über Tod und Leben gebieten, und es kommt demnach oft bloss auf seinen Willen an, ob dem Tode Einhalt geschehen oder ob dem Gange zum Kirchhofe sein Lauf gelassen werden soll. Dass dies vom Arzte abhängt, das weiss das Volk noch nicht, wenigstens noch nicht

klar. Es ist dies auch früher bei den Aerzten nicht so gewesen. Jetzt aber hat der Arzt, der sich um ein richtiges Kurverfahren bemüht, eine bereits grosse Gewalt. Und leidest du an einer Lungenentzündung, die für den Phosphor geeignet ist, und der Arzt giebt dir dies Mittel nicht, so musst du, wenn du nicht besonders gesund in deinem ganzen Körperbaue beschaffen bist, sterben oder du wirst auf viele Jahre elend und selbst so siech, dass trotz der vermeintlichen Genesung dein Leben durch die noch krank gebliebene Lunge um manches Jahr verkürzt werden kann. Traue in dieser Hinsicht der Selbsthülfe der Natur nimmer, und traue bei ernstem Kranksein keinem andren Umstande, als nur dem rechten Mittel.

Nun aber fragt sich's: könnte wohl ein Arzt dir das rechte Mittel verweigern? Ich frage, ob, wenn der Arzt Wunder thun, wenn er den Menschen durch ein blosses Wort gesund machen, oder wenn er auch nur das rechte Mittel, selbst ohne alle Untersuchung, sofort aus den Aermeln schütteln könnte, — und eben dies Letztre kann er gar nicht selten, — ich frage, ob es dann wohl einen Arzt geben würde, der seinem Todfeinde die leichte Hülfe versagte? Würde es unter jenen Bedingungen einen Arzt geben, der im Stande wäre, einem Mitbruder, der undankbar gegen ihn war oder der sich auch nur unfreundlich gegen ihn betrug, den Rücken zu kehren und ihn liegen zu lassen? Ich rede nicht von Verbrechen; das Verbrechen sucht den Arzt nicht mehr heim als andre Menschen, den beschäftigten Arzt sogar zunehmend weniger. Ich rede nur davon, wie im gewöhnlichen Gange des Lebens die Ereignisse fallen. Würde also ein Arzt so schlecht oder auch nur so herzlos und so unbarmherzig sein können, seinem Mitbruder die Hülfe zu versagen? Doch richtiger frage ich zunächst: würde wohl ein solcher Kranker den Arzt, gegen welchen er einstmals unfreundlich, undankbar, feindselig war, um Hülfe bitten? Und du musst lange warten, ehe ein solcher Kranker bittet, und selbst wenn starke Schmerzen an ihm nagen, so bedenkt er sich noch.

In ausgeprägten Krankheitsfällen kann der Arzt bei dem blossen Anblicken des Kranken schon ein Mittel zu nennen fähig sein, durch dessen Gebrauch der Kranke genesen kann; bald in mehr errathender Weise, bald bei grosser Erfahrung und bei grossem Scharfsinn und schnellem Ueberblicke in mehr wissenschaftlicher Weise bringt der Arzt dies fertig, und seinen Lippen entweicht der Name des Mittels, durch welches das ganze Leiden gehoben und der Kranke gerettet

werden kann. Wird nun der Arzt ohne Weiteres dies thun und dem Leidenden das Mittel zurufen, das ihn rettet? Er wird es nicht thun, er wird es nur unter ihm ganz geeignet scheinenden Verhältnissen thun. Und wenn er es auch thäte, der Kranke würde ja bei der jetzt noch vorhandenen Belehrung des Volks über medicinische Dinge und bei der jetzt bestehenden Einrichtung der Apotheken gar keinen Gebrauch davon machen können. Doch diese Umstände sollen hier nicht einmal in Betracht kommen. Genug, der Arzt wird das rettende Mittel dem Kranken nicht zurufen, wenn ihn nicht ganz besonders günstige Verhältnisse dazu aufmuntern. Er wird das Mittel dem Kranken nicht offenbaren, nicht verrathen, wenn der Kranke ihn nichts angeht und derselbe sich schon in der Behandlung eines andren Arztes befindet, und er wird es noch viel weniger thun, wenn er den Kranken als einen undankbaren, als einen unfreundlichen, als einen dem Arzte feindlich gesinnten Menschen kennt. Denn das Wesen, das da auf dem Kranken- oder Sterbebette liegt, ist gar oft auch beissig und ein finstrer Unmuth mit bösem Groll umnachtet seine Seele. Aber betrübt und selbst bei etwaiger Schadenfreude noch betrübt wird der Arzt von dannen gehen. Der Umgebung, die ihn versteht, wird er das helfende Mittel vielleicht unverhohlen mittheilen, dem Kranken aber selbst nicht leicht es offenbaren. Indess auch die Umgebung ist oft so sonderbar verstimmt, so abstossend, so schüchtern, so unheimlich, und man weiss nicht, ob sie mit Gott oder mit den Menschen grollt; oft sieht es wie ein Verbrechen aus, dass ein andrer Arzt durch Zufall oder durch Fügung die Räume betritt, wo ein Sterblicher auf dem Krankenlager in der schon eingeleiteten ärztlichen Behandlung um das Leben ringt, und jede Spur von seinem Dagewesensein sucht man hinter ihm zu verwischen. Doch nicht gegen jeden Arzt ist man in gleichem Grade so sonderbar; man benimmt sich namentlich gegen denjenigen Arzt so, mit welchem man ein Missverhältniss gehabt hat und habe dies auch nur in den verborgensten Falten der Seele geruht. Und der Arzt, der Hülfe weiss, muss von dannen gehen, dem Tode sein Recht oder der Sache doch ihren Lauf lassend. Oder was sollte er thun? Soll er zureden, eindringlich ermahnen, das helfende Mittel anrühmen, seine Kunst anbieten? Nur äusserst günstige Verhältnisse gestatten dies.

Der Arzt wird also seinem kranken, seinem sterbenden Mitbruder den Rücken kehren und das rettende Mittel nicht nennen. Der aber

stirbt. Ein feierliches Leichenbegängniss findet Statt. In tiefer Trauer schleichen die Angehörigen langsam dahin, und der Arzt, der den Verstorbenen behandelte, nimmt die volle Trauermiene an; „vergeblich hatte er die Hülfe der Kunst erschöpft, und was Gottes Wille war, kann der Mensch nicht ändern.“ Jener andre Arzt aber klagt zu Gott ob des Unverstandes der Welt. — Es ist dies in der That wesentlich dasselbe, wie das, was man in der juristischen Welt „Justizmord“ nennt, und es hinterlässt in dem Arzte, der den wahren Gang der Dinge einsieht, eine sehr lange nachhaltende bittre Stimmung. So arg also ist dein Wissen, Arzt, unter Umständen abgesperrt, so grausam legen die Verhältnisse es unter Schluss und Riegel, dass es in dir verbleiben muss und nicht herauskommen kann, um seine Probe zu bestehen und das bessere Können einer richtigeren Theorie zu verherrlichen und deren Segen auszubreiten! — Man begreift schier den Drang des Charlatans und Pfuschers, seine Hülfe auszuschreien. Man begreift aber auch den Unwillen, der in dem Arzte grossgezogen und genährt werden kann.

Es ist nun wesentlich dasselbe, ob der Arzt zufällig zu einem Kranken kommt, bei dem er seine Hülfe, die er hier vielleicht sicher zu leisten vermag, nicht anbringen kann, oder ob in einem Dorfe oder in einer Stadt ein Kranker in seinen Räumen schmachtet, der seiner Begegnung entzogen ist; denn an nicht allzu grossen Orten wird das Alles ruchbar und man kennt sich. Im Anfange der Heilkunde war es Sitte, die Kranken in den Thoren der Stadt auszusetzen und die Vorübergehenden anrathen zu lassen, was helfen könne. Jetzt ist es anders. Die Oeffentlichkeit ist ausgeschlossen, die im Gerichtsverfahren mit so grossem Segen eingeführt ist. Der Auserkorne der Aerzte verweilt am Krankenbette. Ihm hat man das Vertrauen voll gegeben. Das unter den 20 bis 40 andren Aerzten der Stadt auch noch Einer sei, der gleichfalls Etwas noch verstehe, man denkt, man glaubt es vielleicht gar nicht einmal. Die Lage ist bedenklich, — geheimnissvolles Schweigen. Die Gefahr steigt, — man bereitet das Publikum vor. Die Gefahr steigt höher, — man spricht ernst zur Umgebung. Der Arzt zieht einen vertrauten, einen befreundeten Arzt hinzu. „Was wir nicht können, können auch die Andren nicht“, und die behandelnden Aerzte sind davon überzeugt, doch vielleicht auch wohl nicht ganz überzeugt. Das Leben eilt, und rathlos stehen die Angehörigen, bis es vollbracht ist. Man dankt

dem Arzte für die treue Pflege. Ob aber der Arzt auch dankt, dass unter seinen Händen Alles so ablaufen durfte, dass er dennoch das Vertrauen behält und dass die ganze Stadt in dem Vorfalle Nichts sieht als den Gang, den wir Alle gehen müssen, das ist eine andre Sache, — und ich glaube, dass er im Stillen gleichfalls dankt. Aber sein nächter Gedanke ist dennoch: es komme mir Keiner in's Gehege. Sonderbare Einrichtungen! Ist es doch, als hätte Dieser oder Jener das Geschäft in Leibpacht genommen! Der Andre aber sitzt daheim oder durchwandert müssig die Strassen, und wenn er nach einigen Tagen von dem tödtlichen Ausgange hört, schier kann er ihn nicht begreifen. Wenn ein plötzliches Unglück hereinbricht, so sind dem Helfenden Thor und Thür geöffnet, und man findet es begreiflich und wünscht es sogar, dass auch ungerufen komme, wer nur zu nützen vermöge. Wenn aber eine Krankheit regelrecht den Menschen zu Bette legt und wesentlich also, nur in andrem Gange und in andrer Form, ein gleiches Unglück Jemand heimsucht, so ist nur dem vertrauten Arzte die Thür geöffnet, und scheu flieht man jeden andren Arzt, oft gar mehr jenes Vertrauten, als des Kranken selbst wegen. Das sind verkehrte, das sind betrübende Vorstellungen von dem ärztlichen Stande und von der ärztlichen Hülfsleistung! Ungerechte Bevorzugung des Einen, Geringschätzung des Andren, Vernachlässigung der Hülfe, welche die Heilkunde bieten kann, Hangen am Leben und ceremonielle, tückische Fügung in das Schicksal oder in den Willen Gottes!

So leicht, wie es zuweilen gelingt, ist aber nun das helfende Mittel nicht immer zu errathen, und da, wo das Finden der rechten Hülfe schwierig ist, bedarf es einer gründlichen und oft einer wiederholten und längre Zeit fortgesetzten Untersuchung. Zu einer solchen Untersuchung fehlt aber am Krankenbette eines unfreundlichen und undankbaren Menschen die nöthige Lust und Liebe, und zwar kommt es vor, dass gerade bei dem Kranken selbst, um dessen Wohl es sich handelt, die Lust zu einer gründlichen Untersuchung am meisten fehlt. Diese Lust kann bei dem Kranken fehlen aus Abneigung gegen den Arzt, zumal bei der Erinnerung an frühere Missverhältnisse, und sie kann fehlen aus Unfreundlichkeit, Unartigkeit und Thorheit; wenn sie aber bei einem Arzte, der gern Untersuchungen anstellt, fehlt, so fehlt sie immer nur aus Scheu vor dem Wesen, das da auf dem Bette liegt und das man etwa für bösartig hält. (Auch wegen Un-

sauberkeit meidet man eine gründliche Untersuchung; indess dies gehört nicht hierher). Und dann erwägt man als Arzt jedes Wort der Frage und jede Bewegung in seiner Handlung; das ärztliche Geschäft aber ist hierbei eine Unmöglichkeit. Man thut, wie man zu sagen pflegt, seine Pflicht und lässt Gott entscheiden; — und es geht schief, wenn die Verhältnisse nicht sehr günstig sind. Der Unwille gegen den Arzt ist oft der letzte noch, den die Menschen gegen die Welt äussern, und dann drehen sie sich um, wenn sie das noch können, und wollen es Gott überlassen; — sobald die Schmerzen nur gemildert sind, wird das Gemüth leicht frecher. Jedoch wenn sich der früher undankbare Kranke bekehrt und freundlich bittend dem Arzte wieder entgegenkommt, auf dass er ihm wieder helfe, dann allerdings ist der Arzt gewöhnlich wieder wie umgewandelt und hat schnell alles Unangenehme vergessen, bereit, dem Kranken die ganze Lust und Freude seines Berufes wieder zuzuwenden und dadurch ihm zu nützen. In der That, das ärztliche Geschäft beruht in hohem Grade auf Liebe und zwar auf gegenseitiger Liebe zwischen dem Arzte und dem Kranken; sonst gelingt es schwer. Wer als Arzt nicht viel Liebe zu verschenken hat, der wird keine sehr grosse und keine sehr glückliche Praxis haben, und wer als Kranker seinem Arzte keine Liebe zu zeigen weiss, der macht gar leicht eine minder glückliche Kur. Drum auch sucht sich das Volk den Arzt aus, in erster Linie, wenn keine andren Rücksichten zu nehmen sind, nach seiner Liebesneigung, und drum geht das Volk gern zu Schläferinnen und Schäfern, weil es hier keine Liebe zu zeigen und auch nicht zu haben braucht.

Es ist aber nicht immer der Fall, dass der Arzt alles Unangenehme so schnell und ganz vergisst; es geschieht dies gewöhnlich auch nur in dem Maasse, als ihm an dem Menschen etwas gelegen und als die volle Bekehrung in denselben eingezogen ist. Es ist dies freilich unrecht und es ist ein Zeichen des Egoismus und des vorherrschenden Geschäftssinnes; auch ist es ein Zeichen des Tyrannisirens, zu welchem der Arzt so sehr geneigt ist. Die hier sich offenbarende Charakterschwäche des Arztes kann dem Kranken von grossem Nachtheil sein; denn die etwas grössre oder geringre Mühe, die man sich in der Krankenbehandlung giebt, entscheidet oft viel. Die Schuld trifft also den Arzt. Aber der Kranke hat doch die Veranlassung gegeben, und man muss bedenken, dass es nicht die erste

und die letzte und nicht die einzige Undankbarkeit war, die das Gemüth des Arztes verbitterte. Wohl muss der Arzt sein Brod bei den Kranken verdienen und er muss jeden Kunden festhalten und vorläufig als sein Eigenthum betrachten; er weiss dies und er thut dies, aber dennoch stösst er den Einen oder Andren wegen Undankbarkeit zurück, ohne die Folgen zu bedenken. Indess wer vermöchte die zeitraubende und undankbare Praxis lebenslänglich ohne jeden Unwillen auszuhalten? Es giebt Dienstboten, die nicht wissen, wo sie nach der Entlassung das Brod hernehmen sollen, und doch gehen sie vergnügt von dannen, weil das Maass der Ungerechtigkeit, das sie erleiden und sehen, voll ist, und dem Dienstbotenverhältnisse steht das ärztliche Verhältniss oft nicht allzu fern. Man ist abgehetzt, abgeplagt und abgeängstigt, und plötzlich hat man es hie und da am Krankenbette satt; wen's gerade trifft, der muss es büssen, und hintendrein bereut man's dennoch. Es ist aber verzeihlich, wenn sich das Gemüth des Arztes ob der Undankbarkeit der Menschen so sehr betrübt, dass momentan der Beruf darunter leidet. Die Apotheker zeichnen sich durch eine gewisse Freundlichkeit gegen die Kunden aus, und die Kunden werden gesprächig; und wenn du auf dem kürzesten Wege die lieblosen Gesinnungen der Kranken gegen die Aerzte kennen lernen willst, so lass dir nur vom Apotheker sagen, wie die Kranken gegen die Aerzte, oft ohne Wahl, räsonniren. Hier, bei der Zahlung des obendrein noch auferlegten Strafopfers, ist das Gemüth freilich besonders geneigt dazu. Selbst im besten Falle hat der Arzt keine absolute Gewissheit, dass sein Mittel hilft, und zwischen dem Arzte und dem Kranken kann daher nur ein freundliches Verständniss zu einem Versuche stattfinden. Soll aber der Arzt sich nun wieder in ein Verhältniss begeben, wo ihm abermals Unangenehmes erwachsen kann, oder wo er gar Solches mit Recht wieder befürchten muss oder bereits vorhersieht? Es giebt Magenschmerzen oder „Krämpfe“, wie das Volk es nennt, die bloss der Person wegen nicht kurirt werden. Denn es giebt Menschen, mit denen man selbst bei der Ausübung des heiligsten Berufes nicht viel zu schaffen haben mag; man scheut sie, man fürchtet sie, etwas Böses steckt in ihnen, es kommt selten zu einer eindringlichen Untersuchung und zu einer klaren Verständigung, und wenn endlich die Mittel auch wirklich anschlagen, so verdirbt die Bosheit des Charakters oder der Unverstand oder der böse Wille den Erfolg, oder es wird

doch der Erfolg in so verunglimpfender, geringschätzender Weise dargestellt, dass man nicht gern zum zweiten und dritten Male es versuchen mag. Und wie es oft mit den Magenschmerzen geht, deren Kur dem Arzte häufig genug sehr lästig gemacht wird, so auch mit andren Schmerzen und so mit jeder Krankheit; Vieles wird bloss der Person wegen, die daran leidet, nicht kurirt. Es geht ja auch so in allen Verhältnissen; viele Menschen erlangen bloss ihrer Persönlichkeit wegen nicht die Erfüllung ihrer Wünsche, und sogar jeden Menschen trifft dies irgend wie im Leben. Alle Welt will Dankbarkeit sicher voraussehen, sonst zieht man gern sich zurück.

Wer Gottes Wort predigt, der schüttelt ja auch den Staub von seinen Schuhen, wenn er keine gute Aufnahme findet. Und doch ist Gottes Wort unendlich wichtiger als die ärztliche Thätigkeit, so dass also noch viel weniger gefordert werden kann, dass man seine ärztliche Thätigkeit Jemand aufdringe. Doch zwischen dem Priester, der die „frohe Botschaft" verkündigt, und zwischen dem Arzte ist jeder Vergleich hinkend. Beim Arzte blickt allzusehr der Broderwerb hindurch. — Es wäre wahrhaftig gut, wenn das Verhältniss zwischen dem Kranken und dem Arzte durch keine Verpflichtung des Kranken, die ja mindestens auch unangenehm werden kann, getrübt würde und wenn der Kranke in dem Arzte nur stets einen Wohlthäter sähe, der ihn durch keine Nebenerinnerung in seinem Gemüthe bedrängte. Indess auch dann könnte man nicht darauf rechnen, dass der Kranke ein dankbares Gemüth und einen dankbaren Sinn für seinen Arzt behielte. Denn nicht jede Kur ist leicht, und in mancher Kur muss der Kranke seine Genesung durch Mühe, Geduld und Schmerz miterringen. Wenn der Arzt daher auch noch so uneigennützig an das Krankenbett treten würde, so würde der Kranke doch zuweilen dem Arzte die Rechnung über erfolglose Kuren, über vergebliches Erleiden von Beschwerden u. s. w. gern vielleicht noch obendrein machen, zumal wenn es einem andren Arzte gelänge, das bisher mühevoll behandelte Leiden schnell und leicht hinwegzunehmen. Und wo ist der Kranke, wo ist die Familie, die ihren Tadel in solchem Falle nicht zu erheben wüsste, wenn sie ihn auch gerade nicht immer laut und in beleidigender Weise ausspricht? Irgend ein Vorwurf fällt dabei wenigstens ab. Daher auch die Sorge der Aerzte darum, welchen andren Arzt der Kranke berufen werde. Und eine Erleichterung des Herzens bekommt er, wenn er hört, dass der lästige, quälende Kranke

nicht zu einem andren Arzte, sondern zu einem Pfuscher gegangen ist oder in den ausgeschrieenen Mitteln der Pfuscher nun Hülfe sucht. Ja, wenn es nicht immer wieder vorkäme, dass der eine Arzt mehr weiss als der andere und dass die Selbsthülfe der Natur und die Veränderungen der Krankheit einen späteren Arzt so ungerecht begünstigen, so wäre es wohl leicht und angenehm, ein Arzt zu sein. Da haben es die Juristen bequemer: Gesetzbuch und Thatbestand bleiben unverändert. Man macht den Arzt für Alles verantwortlich, namentlich verantwortlich für das Gelingen und sogar für das leichte, schnelle und billige Gelingen. Und in gewisser Hinsicht hat man auch ein Recht dazu. Ein solches Recht hat der Kranke namentlich da, wo die Behörden einen Arzt durch Aemter, Ehren und Auszeichnungen bevorzugt und gleichsam als hochbefähigten Retter hingestellt haben, und ein solches Recht hat das Volk sogar auch da, wo bloss der Schein vom Arzte ausgeht, dass er etwas vermöge; selbst das blosse Uebernehmen eines Kranken schliesst die Verpflichtung in sich, auch etwas zu leisten. Der Leser mag erwägen, wie häufig in den hier angedeuteten Beziehungen von beiden Seiten gefehlt werden mag. Weil jedoch bei der Krankenbehandlung kein ehrlicher Mann eine bindende Verpflichtung auf sich nehmen kann, so ist es stillschweigend zur Voraussetzung geworden, dass der Arzt nur gewissenhaft seine volle Schuldigkeit thue. Und diesen stillschweigend abgeschlossnen Contract lassen sich auch viele Kranke gefallen. Namentlich bei Leiden, wo dieser Contract sehr begreiflich erscheint, finden sie es sogar gerecht, ein billiges Maass von Fordrung an den Arzt zu stellen. Gar oft findet aber auch eine billige Fordrung an den Arzt nicht oder etwa nur in den ersten acht Tagen der Kur statt, und wie sich der Kranke oft hüten muss, nicht unbedacht mit jedem Arzte eine grosse und langdauernde Kur einzugehen, so muss sich auch der Arzt bedenken, jeden Kranken zu übernehmen. Es ist bitter, dass man Solches sagen muss, und doch ist es so wahr, dass es gesagt zu werden verdient. Der Arzt weiss nicht immer, wie er sich, ohne Verunglimpfung zu erleiden, von dem Kranken wieder los machen kann; nicht Alles gelingt, nicht immer arbeitet der Kranke an seiner Herstellung in dem nöthigen Grade mit, viele dazwischentretende Verhältnisse können den Erfolg oder doch das gute Verhältniss zwischen dem Arzte und dem Kranken stören, und endlich rückt die Zeit heran, wo dem Arzte sein Lohn zu Theil werden und der Kranke sich

„dankbar“ erweisen soll, — und ging Alles bis hierher gut, an diesem Wendepunkte stürzt das ganze Kartenhaus der bisherigen Freundschaft noch gar leicht zusammen. Nur alle lebensgefährliche Krankheiten und plötzliche Unglücksfälle machen in dieser Hinsicht bei den Aerzten eine Ausnahme. Bei allen übrigen Krankheiten müssen wir es dagegen verzeihlich finden, wenn sie sich etwa bedenken. Je mehr ein Arzt zu leisten vermag, je thätiger und je erwerbs- und arbeitsbegieriger er ist, je mehr er die Concurrenz besiegen und seine Praxis vergrössern will, je jünger an Jahren er ist und je leichter noch sein Sinn, je besser er es versteht, mit den Menschen fertig zu werden und sich aus den mit ihnen eingegangnen Verhältnissen wieder frei zu machen, je mehr er etwa auch pocht auf den bereits erworbnen Ruf, kurz je grösser der Muth, das Selbstvertrauen und die Lust, um so weniger bedenkt sich der Arzt, alle Schäden und Gebrechen, wie sie vorkommen, zu übernehmen. Je weniger dagegen diese Bedingungen vorhanden sind oder je mehr der Arzt bereits gewitzigt worden ist, um so scheuer wird er und um so mehr lässt er Krumme und Lahme, Blinde und Taube, Krebskranke und Brustkranke u. s. w. neben sich vorbeilaufen, ohne sie vielleicht eines Blickes zu würdigen, und — für das Unglück der Menschen, das ihn einstmals so lebhaft berührte und rührte, stumpft sein Gefühl ab, mehr und mehr. Wer viele Kranke übernimmt, der hat seine Last, viel weniger mit den Krankheiten, als mit den Menschen, und wer nicht viel über die Menschen klagt, der hat auch nicht viel mit ihnen zu thun gehabt, wenigstens nicht viel unter eifrigem Bestreben. Nun wird man es auch verstehen, wie es kommt, dass man in einem bestimmten Bereiche, in welchem ein einzelner Arzt von früher Jugend an in der Praxis stumpf und grau geworden ist, zahlreiche Gebrechen findet, die unangetastet gealtert sind. Nicht die Besorgniss, vielleicht unentgeldlich diese Schäden behandeln zu müssen, hat den Arzt abgehalten, sich an denselben zu vergreifen, sondern die Furcht vor undankbaren Gemüthern, die man in seinem Wirkungskreise sich erziehen könnte und die dann das Leben in der engen Stellung furchtbar lästig zu verbittern im Stande wären. Daher schöpft der praktische Arzt gar leicht das Heilbare oben ab und überlässt alles Andre „dem lieben Gott.“ Es ist Menschenfurcht, aber sie muss wohl sehr begründet sein, sonst fände man solches Verfahren bei den Aerzten nicht so verbreitet. Nur der Charlatan und der Arzt

auf der eingebildeten oder wirklichen Höhe seiner Fähigkeit und seines Berufes, nur sie übernehmen Alles; aber es will gut begonnen und ausgeführt sein, sonst gleicht das Ende nicht dem Anfange.

II.

Das Angewiesensein des Arztes auf die Dankbarkeit der Menschen.

Der Mensch ist zur Dankbarkeit und namentlich zu einer andauernden Dankbarkeit wenig geneigt, weil sie ihm Fesseln anlegt, und er ist zu einer gerechten Dankbarkeit wenig fähig, weil ihm hierzu häufig das klare Urtheil fehlt; alle Welt rühmt die Dankbarkeit, aber Keiner mag und kann die Pflichten derselben recht erfüllen. Der Arzt dagegen ist auf die Dankbarkeit der Menschen angewiesen, und er ist in seinem Handeln in dem Maasse gelähmt, als er keine Dankbarkeit findet.

Es ist aber der Arzt auf die Dankbarkeit der Menschen, d. h. mindestens auf ein freundliches und anerkennendes Gemüth derselben deshalb angewiesen, weil er den Menschen Liebe erweisen will und thatsächlich ihnen zu erweisen sucht, und weil jede Erweisung von Liebe bald ihre Grenzen findet, wenn sie keine Gegenliebe erhält; ferner, weil die Arbeit des Arztes häufig so schwierig ist und so im Unsicheren sich bewegt, dass sie ihm verleidet wird, wenn man sie ihm nicht ertragbar und leicht macht, und endlich, weil der Arzt auf den Gelderwerb angewiesen ist, der Gelderwerb aber von der Dankbarkeit der Menschen abhängt. Sehr menschliche Gründe weisen also den Arzt auf die Dankbarkeit der Menschen hin, und man begreift es wohl, wie sehr mancher Arzt nach einer solchen Stellung und Stufe seufzen mag, auf welcher ihm, wie er meint und träumt, die Dankbarkeit der Menschen gleichgültig sein könne. Er empfindet es bitter, dass die Menschen dankbar sein sollen und es doch nicht oder nicht genug sind, und er möchte gern aus diesem Dankbarkeitsverhältnisse befreit und erlöst sein. Ach! eine Stellung am Spitale, wie schön! Man thut dann seine Schuldigkeit und ist von den Leuten immer wieder frei, unbekümmert darum, ob sie dankbar sind oder nicht. Ach! nur ein Titel, eine Würde, eine Auszeichnung, ein

Amt, um in dem drückenden Joche etwas freier aufzuathmen! Und mit dieser Auszeichnung nun erhaben über die Welt, die ihn verunglimpft, die ihn zu gering geachtet, die so oft ihn gekränkt, geärgert und mit Undank gelohnt hat! Indess es reicht Alles nicht aus, und obendrein steigt das Verlangen. Aus diesem Joche führt den Mann, der Arzt bleiben will, Nichts mehr heraus, und wenn unter den Verhältnissen des Arztes, wie sie jetzt noch sind, alles Dankbarkeitsverhältniss aufgehoben werden könnte, der Arzt wäre vielleicht sogar übler daran als zuvor. Denn schlimm ist es ja allerdings, dass der Arzt auf die Dankbarkeit der Menschen angewiesen ist, noch schlimmer aber ist es, dass er auf ihre Dankbarkeit begierig ist und dass der Eine besser als der Andere die Dankbarkeit zu erjagen und zu erfassen versteht. Und dies Glücksspiel hat auch seinen Reiz. Es müsste Alles anders geordnet sein, wenn dies Glücksspiel aufhören sollte.

Der Arzt ist auf die Dankbarkeit der Menschen hingewiesen, er ist begierig nach Dankbarkeit, und er verlangt, er befiehlt Dankbarkeit.

Und wahrhaftig, die Dankbarkeit der Menschen ist für den Arzt ein geistiges Bedürfniss! Denn seine Thätigkeit ist wesentlich ein Werk der Liebe, und in dieser Weise fasst der Arzt auch sein Wirken auf, wenngleich er sich dafür bezahlen lässt. Als ein Werk der Liebe fasst er seine Arbeit auf, weil er es tief in seiner Seele empfindet, dass dies wirklich der Fall ist; er fühlt dies, so unklar ihm sonst sein Stand und sein Amt sein mögen. Dieser Grundton giebt die Stimmung in seinem Wirken und Schaffen an. Wird diese Liebe durch kein dankbares Gemüth des Kranken erwiedert, so beleidigt es den Arzt und stösst ihn zurück; Lust und Freude an der Arbeit und der Eifer schwinden, und die Kuren fallen schlechter aus oder sie misslingen gar. Ich sage absichtlich nicht, dass dies nicht so sein sollte; es ist so, und es ist selbst bei dem Arzte noch so, der in seinem Berufe und in seinem Charakter die höchste Durchbildung erlangt hat. Wenn der Kranke dem Arzte nicht Lust zum Heilen macht, so steht die Heilung sofort irgend sehr in Frage, und unvermerkt drehen sich die Verhältnisse für den Kranken leicht ungünstiger und immer ungünstiger. Ein freundlicher Blick des Kranken oder seiner Umgebung vermag ungemein viel; oft wiegt er für den Vortheil des Kranken schier Pfunde Goldes auf. Es ist die Liebe beim Arzte, die entscheidet. Aber sie ist geworden eine gebieterische,

eine tyrannische, eine grausame Liebe. Blicke ihn liebevoll vom Krankenbette an, und du hast ihn ganz gewonnen; aber ein misstrauischer Blick, ein Blick voll Undankbarkeit, und du hast ihn für's Erste arg zurückgescheucht. Zwar giebt er dir doch das Beste, was er dir geben kann; indess seine Sehnsucht, dir zu helfen, hängt innig zusammen mit der Hoffnung des Gelingens, diese Hoffnung hängt ab von seinem Eifer, der Eifer von der Schwierigkeit, die Schwierigkeit von der natürlichen Unsicherheit der Kunst und des Erfolgs, und diese Unsicherheit, verstärkt durch deinen Blick, untergräbt die Lust um so mehr, als dem Arzte vielleicht freundlichere Arbeitsstätten winken. Es ist gewiss wahr, dass derjenige Arzt, der einer grossen Praxis nachjagt, viel Geld verdienen will und dass nur der Gelderwerb ihn zu der ausgedehnten, anstrengenden und mühevollen Praxis antreibt; aber dass er nun gerade in den Leiden der Menschen seinen Erwerb sucht, dazu hat ihn ein dunkles Gefühl von Liebe getrieben. Es ist auch gewiss, dass die Ehre beim Arzte eine mächtige Triebfeder ist; aber dass er seinen Ehrgeiz gerade an den Krankheiten der Menschen zu befriedigen sucht, das hat ihm die Liebe angethan, die er zu den Menschen hat. Die Liebe ist der Grundton seiner Seele; Ehrgeiz und Erwerbsucht kommen erst später hinzu. Und je mehr Liebe in dem Arzte, um so mehr ist er zum Arzte geboren und das Prakticiren ist ihm so zum Bedürfniss, dass er es auch nach Erfüllung aller seiner Wünsche nicht mehr lassen kann. Solch ein Herz voll Liebe nun dem Kranken gegenüber und in diesem kein entsprechender Wiederhall, es muss ja den Arzt zurückstossen! Den ehrlichen Menschen im Arzte stösst es am meisten zurück; wer aber mit glatten und süssen Worten dennoch den Kranken zu gewinnen weiss, der hat etwas Falsches und dem liegt aus nicht immer klaren Gründen daran, seine Praxis durch Liebenswürdigkeit festzuhalten und zu vergrössern. Die glatten und süssen Worte und die gewinnende Liebenswürdigkeit sind nie nöthig; sie sind immer vom Uebel, und sie sind immer ein böses Zeichen. Auch der ehrliche Blick des Kranken gilt uns ja sets viel höher als seine Worte. Der Arzt ist nicht ein Wohlthäter, oder vielmehr er will gar nicht Wohlthäter sein; seine Liebe ist viel zu gross, als dass er an das Verhältniss eines Wohlthäters denken könnte. Er weiss gar nicht, dass er Wohlthäter ist und dass die Wohlthaten wie Thau von ihm niedertröpfeln; so sehr liebt er.

Er verlangt nichts, als dass man es ihm möglich mache, seine Liebe voll und unbeengt zu äussern, und wo dies nicht geschieht, da fühlt er instinctmässig sich gestört. Drum verlangt er Dankbarkeit oder richtiger Gegenliebe. Die Dankbarkeit äussert sich hier als Liebe; — und Gegenliebe verlangt der Arzt vom Kranken, und der Kranke soll vom Arzte sie verlangen. Es ist sehr schwer, die Liebe naturwissenschaftlich zu erklären, und es ist nicht minder schwer, die auffallende Erscheinung zu enträthseln, dass die Liebe eine Anzahl von Menschen zur Krankenpflege in verschiedenen Formen hintreibt. Dem Arzte selbst wird dies selten klar. Er steckt im Joche der Verhältnisse und liegt in tausendfachem Kampfe, und kein Stand ist sich über seine eigentliche Bedeutung unklarer als der Stand der Aerzte. Er betrachet sich als wissenschaftlichen Mann, und er ist es höchstens immer nur halb; die Wissenschaft ist für ihn nur das Mittel. Er betrachtet sich als Gewerbtreibenden, und er kann und darf ein solcher doch nicht sein. Er betrachtet sich vielleicht gar als Wohlthäter, und bedenkt nicht, dass er dazu nicht Sinn und Zeit hat und dass die Wohlthäterei nur die Beschäftigung der Müssiggänger ist. Er ist ein Mann, den die Liebe treibt, aus der Wissenschaft die rechte Hülfe und das rechte Mittel dem Kranken zu übermachen.

Die Dankbarkeit der Kranken ist für den Arzt ein geistiges Bedürfniss, und sie bildet auch den wesentlichsten Theil seines geistigen Lohnes. Es thut dem Arzte unbeschreiblich wohl, wenn er dankbare Menschen findet. Es ergreift ihn dies mit Rührung, und ich glaube nicht, dass in irgend einem andren Berufe der Dank der Menschen in gleichem Grade empfunden wird, als im Berufe des Arztes. Der Dank besänftigt ihn, beglückt ihn und erhebt ihn. Sofort thut er Alles lieber, Alles freudiger und mehr als man verlangt. Die müde gelaufenen Beine spürt er nicht mehr, die Entziehung des Schlafes erscheint ihm nicht mehr als Opfer, die überstandene Sorge däucht ihm gering, und seinen Lohn stellt er niedriger oder er erlässt ihn dem Kranken sofort ganz; ja er bringt es sogar oft nicht einmal mehr über sich, dem Kranken noch etwas abzufordern. Es ist das eine sonderbare Erscheinung, vom Dank der Menschen so sehr ergriffen zu werden, und es ist dies nicht etwa blos bei dem jüngren Arzte der Fall, sondern auch noch bei dem abgestumpften alten Arzte, sobald wahrer Dank rein und aufrichtig aus der Seele spricht. Es

muss demnach diese Empfänglichkeit für den Dank einen besonderen Grund haben.

Es erwartet jeder Mensch von seinen Mitmenschen gute Eigenschaften und gute Handlungen, und es macht auf die Menschen einen mächtigen Eindruck, wenn sie bei anderen Menschen Gutes finden, zumal wenn dies Gute ihnen selbst zu Theil wird. Nicht etwa seiner vermeintlichen Seltenheit wegen, sondern wegen der ihm innewohnenden grossen Bedeutung macht das Gute einen solchen Eindruck. Eine edle Handlung, die uns zu Gute kommt, erhebt und veredelt uns sofort. Und es erfreut somit den Arzt die Dankbarkeit der Kranken deshalb, weil er sieht, dass sie gut sind. Vielleicht überrascht ihn auch der Edelmuth, den er vorfindet. Ueberdies ist es immer ein grosser Genuss, dem natürlichen, reinen und guten Herzen bei den Menschen zu begegnen. Indess dies allein scheint doch noch nicht zu genügen. Der volle und freudige Dank wird nämlich dem Arzte nur bei glücklichen Kuren zu Theil, und man könnte daher sagen, dass auch die Ehre des Arztes dabei in Betracht käme und dass die Befriedigung des Ehrgeizes den ausgesprochenen Dank nur so sehr tief empfinden lasse. Doch dies ist nicht der Fall. In dem Augenblicke, wo der gerettete Kranke unter Thränen zusammenbricht und seinen Dank durch Stammeln und durch Händedruck zu erkennen giebt, verschwindet in dem Arzte jede ehrgeizige Gesinnung. Der Grund aber, warum der Dank der Kranken den Arzt so mächtig ergreift, ist dagegen die erschütternde Erkenntniss, dass den Mitteln solche Eigenschaften innewohnen, die eine Krankheit zu heben vermögen, und diese Erkenntniss kommt ihm erst durch das dankbare Herz des Kranken zum vollen Bewusstsein. Und es ist daher ein religiöses Gefühl im Arzte, ein Gefühl der Unterordnung des Einzelnen unter ein weise eingerichtetes, schwer zu begreifendes Ganzes, ein solches Gefühl ist es, das den Dank der Kranken dem Arzte so bedeutungsvoll macht. Der Dank ist gleichsam eine Feier der Allmacht, ein Opfer, das der Kranke und der Arzt einem höheren Wesen darbringen. Und beide Parteien sind in Disharmonie, wenn dies Opfer nicht dargebracht wird; die Handlung endigt dann ohne religiösen Abschluss, und Arzt und Kranker sind nach derselben moralisch nicht besser, eher schlechter. Der Dank dieser Art wird aber in der That immer seltner, immer lauer, und wenn der Arzt nach einer Kur betrübt die Dankbarkeit vermisst, so ist es, wenn er

auch noch so wenig über die Zusammenhörigkeit und den Zusammenhang der ganzen Schöpfung nachdenkt, doch in der That nur der Dank dieser Art, dessen Hervorbrechen, wenigstens dessen blosses Erwachen er — mit Bedauern — vergebens erwartet hat. Das religiöse Gefühl ist nun einmal nicht aus der Welt zu bringen; denn es ist ein durch Erkenntniss geläutertes physiologisches Gemeingefühl, und es ist unrecht, die Existenz und die Bedeutung desselben nicht offen anzuerkennen. Indess der Arzt namentlich scheut den Missbrauch des Heiligsten gar sehr. Der Dank ist die Weihe der Handlung. Die Liebe zwischen dem Kranken und dem Arzte, von der wir sprachen, ist die geistige Vorbereitung Beider zu einer That, welche die Kräfte der Menschen zu übersteigen scheint. Diese Liebe pflegt im Verhältniss zur Grösse der Leistung zu stehen, die man erwartet, und der Dank im Verhältniss zu der Leistung, die man erhält.

Aber es bringt die Dankbarkeit der Kranken dem Arzte auch vielerlei Vortheile. Der dankbare Kranke weiss die Kur in's rechte Licht zu stellen, und er thut dies. Er rühmt die Kur und den Arzt, so oft sich Gelegenheit findet, er empfiehlt den Arzt, und er sucht — abgesehen von dem Honorare, das ein dankarer Kranker bald reichlicher, bald wenigstens schneller oder freudiger zahlt, — auf die mannichfaltigste Weise ihm Nutzen und Vortheil zuzuwenden und hilft ihm in seinem Berufe vorwärts. Es ist ja bekannt genug, dass oft ein einziger Kranker dem Arzte zur ausgedehntesten Praxis verhalf und sein sogenanntes Glück ganz allein begründete. In der That, in keinem andren Stande ist das Empfehlen und Anrühmen so sehr Sitte und Gebrauch, als im ärztlichen Stande; mag in andren Ständen die Empfehlung Höheres und Grösseres betreffen, so geht sie bei den Aerzten bis zum Kleinsten herab. Der Arzt lebt gleichsam vom Empfohlenwerden. Fürsten und Minister empfehlen den Arzt; der schlichte Bürger, der Gelehrte, der Militär, die Hausfrau, die Köchin, der Kellner, kurz bis zur Waschfrau herab bemüht sich Jeder, den Arzt, den er kennt und lieb gewonnen hat, zu empfehlen, und gar beharrlich und eindringlich sind oft die Bemühungen der Menschen, den Arzt ihrer Bekanntschaft bei einem Kranken anzubringen. Namentlich aber nützt die Dankbarkeit d. h. das liebevoll und dankbar gesinnte Gemüth des Kranken dem Arzte darin, dass es ihm hilft, eine glücklichere Kur an diesem Kranken selbst zu machen; diese Kur ist dann zwar eine Errungenschaft

Beider, des Kranken und des Arztes, aber ihr moralischer Werth fällt fast ganz dem Arzte zu, und sie erhebt ihn und sie zeugt für seine Befähigung. Die gelungene Kur ist eine sociale und eine wissenschaftliche Eroberung. Es ist ganz unbeschreiblich, wie viel glücklicher man in schwierigen Fällen an einem Kranken mit liebevollem und dankbarlichem Gemüthe kurirt; wenn der Arzt in die Seelenstimmung des Kranken eingeht und für dieselbe passt, so bringt er Heilungen fertig, die demselben Arzte unter entgegengesetzten Verhältnissen viel wahrscheinlicher misslingen. Es beruht dies aber gar nicht darauf, dass heilsame psychische Wirkungen stattfinden, sondern es kommt auf natürliche Weise dadurch zu Stande, dass ein gleichfalls dankbar gesinnter Arzt an einem dankbar gesinnten Kranken sich sowohl in der Untersuchung, wie in der Mittelwahl die doppelte und dreifache Mühe giebt und dass der Kranke jedes etwaige Versehen des Arztes mit Ruhe und Nachsicht erträgt. Wohl weiss ich, dass mancher Kranke, der nie gesund wird, dennoch vergötternd an seinem Arzte hängt, unter dessen psychischem Einflusse er vorübergehend einen Schein von Besserung zeigt, indess dergleichen Schwächen gehören nicht hierher.

Dies Alles, was die Dankbarkeit der Kranken dem Arzte nützt, weiss der Arzt, und wenn er auch vielleicht nicht Alles klar einsieht, so fühlt er doch alle diese Vortheile heraus, so dass sie bestimmend für sein Handeln werden. Sein ganzes Bestreben richtet sich daher darauf, die Freundlichkeit und Gefälligkeit der Kranken und der Genesenen zu erwiedern, auch immer mehr Freunde solcher Art in seinen Kreis zu ziehen, und in gegenseitiger Herzlichkeit sich glücklich zu wissen. Es kann dann nicht ausbleiben, dass der Arzt im Kreise der erworbenen Freunde sich gehoben sieht und fühlt, und er darf mit Recht hierauf sich etwas einbilden; es ist auch dies eine Art Genugthuung, gleichfalls oft eine mühsam erbettelte. Sein ganzes Streben, sage ich, richtet sich auf die Erwiederung und Festhaltung der dankbarlichen Gesinnungen, selbst wenn er dies in der Flucht des Augenblicks und im Drange der Arbeit auch nicht sehr zu beachten scheint. Betrübend aber sind hierin die Ausschreitungen in den grossen Städten, in denen das müssige Geschlecht mit Artigkeiten leider überschüttet sein will.

Und wenn man bedenkt, dass der Arzt ohne feste Besoldung dasteht, dass sein Einkommen bei aller Mühe und Plage immer un-

gewiss ist, dass keine kleine Summe dazu gehört, um eine sogenannte standesmässige, den Leuten beifällig erscheinende Existenz zu führen, und dass zum Erwerben dieser Summe gar viele Gänge und gar viele Kranke erforderlich sind, auch ferner dass dem Arzte die Gelegenheit gegeben ist, sich ein Vermögen zu erwerben, dass er hierauf, da die meisten Aerzte arm ihre Laufbahn zu beginnen pflegen, wegen des Alters und wegen etwaiger Erkrankung wohl zu achten hat, und dass selbst die Erwerbung grosser Schätze ihm in Aussicht steht, endlich dass da, wo der Erwerb den Arzt nicht treibt, Eitelkeit und Ehrsucht ihn anspornen können, sich Ansehen und Ruf zu erringen; wie ist es, wenn man dies Alles bedenkt, anders möglich, als dass der Arzt auf die Dankbarkeit der Menschen die erste und grösste Rücksicht nimmt, und wie kann es da befremden, dass derjenige Kranke für den Arzt nicht mehr existirt, der sich ihm undankbar zeigte? Man muss sogar annehmen, dass, wenn der Arzt auch einem Undankbaren noch alle Aufmerksamkeit zuwendet, dies seine besonderen, geschäftlichen oder wissenschaftlichen Gründe haben müsse.

III.

Die nachtheiligen Folgen des Dankbarkeitsverhältnisses zwischen dem Arzte und dem Kranken.

Es ist demnach ein Uebelstand, dass die Dankbarkeit der Menschen für den Arzt so sehr maassgebend ist. Dieser Uebelstand hat allerdings den — übrigens oft genug auch zweifelhaften — Nutzen, dass der Arzt eifriger seinem Berufe obliegt, in vielen andren Beziehungen aber hat derselbe seine grossen unangenehmen Folgen. Vor allen Dingen muss ich in dieser Hinsicht die nachtheilige Wirkung auf das Gemüth des Arztes erwähnen. Der Arzt rechnet, wie ich bisher dargethan habe, und zwar von seinem bisherigen Standdunkte aus mit Recht, auf die Dankbarkeit seiner Kranken, und leicht misst er seine Handlungen nach der Dankbarkeit derselben ab, (ohne übrigens selbst den Undankbaren im Wesentlichen beeinträchtigen zu wollen). Aber je mehr er dies thut, um so mehr wird er verwöhnt, und um so empfindlicher wird er in dieser Beziehung, besonders wenn

Ehrgeiz und Eitelkeit ihn bewegen. Leicht rechnet er dann dem Kranken schon als Undankbarkeit oder doch als Unfreundlichkeit und als Mangel an Artigkeit an, was er bei ganz vorurtheilsfreier Beurtheilung nimmer so betrachtet haben würde. Und ist er einmal in dieser Weise empfindlich geworden, so werden auch seine Handlungen darnach bestimmt; die Besuche werden seltner, sie werden kürzer, die Untersuchung wird oberflächlicher, die Mittelwahl flüchtiger und die Theilnahme gleichgültiger. Das Alles geschieht oft sehr unvermerkt, bis nach einigen Wochen oder Monaten es auffallend genug geworden und auch das Resultat darnach beschaffen ist. Nun zürne dem Arzte; aber der Arzt zürnt selbst und zwar schon lange, und er behält endlich Recht. Denn nichts ist z. B. unangenehmer, als wenn der Kranke zu einem andren Arzte übergehen zu wollen scheint; jeden kleinen Unfrieden in schwierig vorwärts rückenden Fällen deutet der Arzt auf dieses kränkende Ereigniss hin, abbrechen will er nicht, aufdrängen will er sich noch viel weniger, und bei der Ehrlichkeit und Schlichtheit, die im Allgemeinen den Arzt auszeichnet, der viel mit den untren Volksklassen zu thun hat, weiss er es nicht anders zu beginnen, als seine Empfindlichkeit zu verrathen. Wird dies nicht beachtet, so muss er nothwendig meinen, dass er richtig vermuthet hat, und das Zerwürfniss tritt ein, oft für Beide zum Nachtheil, — gewöhnlich dem Arzte selbst am meisten zum Schaden, aber dennoch möchte ich das Benehmen des Arztes in solchem Falle nicht gern anders wünschen.

Es ist ferner wahr, dass der Kranke sein freies Urtheil behalten muss, sogar dann, wenn seine Ansicht irrig ist, und er muss jedenfalls seine Selbstständigkeit bewahren. Dies aber ist unmöglich, wenn der Arzt, dem er sich anvertraut hat, ihn gleichsam in Beschlag nimmt und in seiner Vorstellung nun von ihm fordert, dass er seine Geschicklichkeit bewundre, seine Leistungen hochachte, ihn über alle andre Aerzte stelle, ihn unablässig empfehle und ihm mit seinen Gesinnungen ganz treu und ergeben sei. Mancher Arzt kann dies sehr geschickt. Es ist mir aber immer ein Grauen angekommen, wenn ich sah, wie Aerzte plötzlich mit irgend einem Kunden die dickste Freundschaft schlossen; da war ein Geistlicher, ein Rentier, ein wohlhabender Landwirth, ein Beamter, und in wenigen Augenblicken war der Arzt ganz im Besitz des Kunden, und alle Hoffnung war jetzt auf den Arzt gesetzt, der so treffend mit dem Manne umzu-

gehen verstand. Und dies Geschäft ist gar nicht übel, sofern man sich nur öfters, besonders in geselligen Kreisen wieder sieht; bei dem fernwohnenden Kranken indess entscheidet gewöhnlich die Wirkung der Mittel über die angeknüpfte Freundschaft. Nun muss ich aber gestehen, dass Aerzte zwar auch aus gewinnsüchtiger Absicht auf solche Weise handeln können, dass aber doch meistens die Aerzte, die Solches thun, dies gar nicht aus bösen Absichten thun. Es ist nur eine üble Manier, die das Geschäft bei dem Einen oder Andren mit sich gebracht hat und, da alle Geschäftskunde in der ärztlichen Praxis fehlt, auch leicht mit sich bringen konnte. Ich will jedoch hier nur von der rein geistigen Beschlagnahme eines Kranken durch einen Arzt reden. Sie führt nie zum Guten. Der Kranke soll allerdings Liebe zum Arzte und fast im Voraus schon dankbarliche Gesinnung haben; aber er muss doch auch seine Selbstständigkeit behalten. Er bedarf dieser vor Allem schon sehr zur Beobachtung und zur getreuen Angabe seiner Symptome. Der Kranke muss aber ferner auch mitthätig sein, sonst gelingen die Kuren leicht nicht gut; wenn er jedoch mitthätig sein soll, so muss er dem Arzte gegenüber frei und selbstständig sein und bleiben. Er muss sogar mitdenken, selbst wohl über den Kurplan, womöglich, mitdenken; und das Lob, das dann die Ueberzeugung ihm aufdringt, dies Lob auszusprechen, darf er sich freilich nicht versagen. Es ist eine strafwürdige Unmündigkeit, sich geistig in Beschlag nehmen zu lassen, und es ist unrecht, wenn Jemand dies thut. Es kann ja hierin sogar ein Betrug liegen. Eines Betrugs aber beschuldige ich die Aerzte hierbei nicht. Dies Benehmen der Aerzte entspringt vielmehr aus dem unzureichenden und unsichren Kurverfahren, und es beabsichtigt im edlen Sinne nur eine volle Beherrschung des Kranken, damit die Kur besser und sichrer gelinge, auch nicht den Wechselfällen der Laune des Kranken ausgesetzt sei.

Abgesehen von allen übertriebnen, unerlaubten und ungerechten Anforderungen an die Dankbarkeit der Menschen leuchtet es ein, dass die Zumuthung des Arztes an die Dankbarkeit der Kranken leicht ausarten und zu Verkehrtheiten führen kann. Und es ist dies in der That der Fall. Kommt ein Kranker zum Arzte, so ist der Arzt von ganzer Seele ihm zu dienen bereit, der eine in schlichter Ehrlichkeit, in Einfalt und aus Lust zu seinem Berufe, der andre mehr in egoistischer Absicht. Es ist dies eine ganz sonderbare Er-

scheinung. Was liegt doch daran, wenn da ein Kranker von der Strasse hereinkommt? Aber auf den Arzt macht dies einen grossen Eindruck. Dieser Mensch steht sofort unter seinem Schutze. Er breitet die Hand über ihn aus, als hätte der Kranke einen geheiligten Ort betreten, in welchem er gegen Alles gesichert sei. Und der Arzt nimmt für den ganz fremden Menschen Partei; er vertheidigt ihn, er beschützt ihn, er hilft ihm nach Kräften auch in Allem, was nicht zur Kur gehört, er empfiehlt ihn, er collectirt für ihn, und er schreibt Schutz- und Hülfszeugnisse für ihn, dies Alles oft viel mehr je nach dem Benehmen dieses ganz fremden Menschen, als nach der wahren Lage desselben, und selbst so, dass der Arzt gegen einen Collegen, der hierin andrer Ansicht ist, ankämpft. Dieser Charakterzug des Arztes ist sehr bezeichnend und bedeutungsvoll. Kommt auch zur Erklärung desselben der Ehrgeiz allerdings mit in Betracht, so entspringt doch dieser Zug aus dem gleichsam eingefleischten Bewusstsein, ein Helfer, ein Beschützer und ein Retter zu sein und ein von Niemand gegebenes, sondern aus freiem Antriebe gewähltes und selbstgeschaffnes Amt selbstständig zu verwalten und dasselbe mit Kraft zu vertreten und zu behaupten. Kommt also ein Kranker zum Arzte, so wird er, so fremd er auch ist, gleichsam mit offnen Armen empfangen. Sobald aber der Arzt sieht, dass dieser Kranke nicht mit gleich voller und offener Zuneigung ihm ergeben ist, so fühlt er sich auch sofort irgend sehr beleidigt; der Arzt will, dass er seine eigne grosse Bereitwilligkeit und Liebe in dem Kranken wiederfinde oder dass er sie wenigstens in ihm wach rufe. Es ist dies um so mehr der Fall, je jünger oder unerfahrner der Arzt noch ist und je weniger die Welt und die Zeit seine Lust zu helfen gezügelt und seine Erwartungen von Liebe und Dankbarkeit abgestumpft haben. Der Arzt kommt sich wie ein Retter vor, der die volle Hülfe bereit hält oder doch sicher beizuschaffen gerüstet ist. Der Kranke indess, der wirklich leidend und gedrückt ist kommt nicht mit denselben Gefühlen zum Arzte, vielmehr oft mit Misstrauen, mit Besorgniss, mit Angst und mit kluger Berechnung der Kosten. Zu dieser gedrückten Stimmung des Kranken steigt der von Gesundheit strotzende oder von einem starken Selbstgefühl getragne Arzt nicht leicht herab, um sie zu begreifen, und daher das Missverhältniss der gegenseitigen Erwartung. Den Arzt beherrscht gar leicht eine grosse Portion von Eigenliebe und von Glauben an sich selbst, und er wun-

dert sich dann, wenn der Kranke nicht so fleissig ihn besucht, als er wünscht, nicht so treu zu ihm hält, nicht so sehr den etwa schon eingetretnen Erfolg der Kur herausstellt, als er könnte, kurz den Geschäftsgang des Berufes nicht zur gewünschten vollen Entwicklung und Blüthe kommen lässt; indess der Kranke hat seinen eignen Gesichtskreis und ahnt oft gar nichts von den Gedanken und Gefühlen des Arztes.

Befangen von einer gewissen Verblendung bildet sich leicht der Arzt ein, in einem Kranken einen dankbaren und einträglichen Kunden, eine Vortheile bringende Familie erhalten zu haben; in seiner oft kindlichen Gemüthsstimmung nimmt er das Ereigniss so auf, wie er sich's denkt. Mit dankbaren Empfindungen übernimmt er die Kur, und sein Eifer entfaltet sich in der rührigsten Weise; — er kann sich nicht denken, diesen Kunden zu verlieren, geschweige sobald wieder verlieren zu sollen, und doch geschieht es, und er fühlt sich dann von Undank getroffen. Der Arzt glaubt gar gern von solchen Kranken, denen er seine volle Arbeitskraft und seine volle Lust zu helfen gezeigt hat, dass er sie immer behalten müsse, und dass er unter Umständen auf eine besondere Dankbarkeit rechnen dürfe. Und es kann dies auch sein und es ist oft genug der Fall gewesen. Aber der Arzt ist auch noch öfter getäuscht worden. Der Arzt ist zu jener Hoffnung naturgemäss berechtigt, weil er im Allgemeinen nicht mit der Vorausberechnung des Gewinnes dem Kranken entgegenkommt, sondern ihm mit seiner vollen Lust und Liebe entgegentritt, ohne Rücksicht auf das einstmals fällige Honorar, das er nur in unbestimmter Ferne sieht und bloss als eine Zugabe zu der dankbaren Gesinnung des Kranken betrachtet. Aber ganz anders, als der seinem Berufe völlig sich hingebende Arzt die Sache auffasst, pflegen die Kranken dieselbe zu beurtheilen. Diese ahnen gar nichts von der Lust und Liebe zum Berufe, die im Arzte allein die nächste Triebfeder eines Handelns sind. Sie sind die Müssigen, der Arzt ist der Thätige. Sie sind die Nüchternen und Unbefangnen, der Arzt aber wird durch die eifrige Erfüllung seiner Pflichten einseitig, weltunklug trotz aller Erfahrung in der Welt, und in der Begeistrung für sein Wirken und trunken in der Freude über seine Erfolge sieht er seine Umgebung mit den Augen der Unschuld an. Diese aber rückt dann hämisch die Stühle zusammen und urtheilt und richtet über Alles, was sie am Arzte findet, gerade an dem Unwesentlichen, was ihr nicht gefällt,

am hartnäckigsten und oft boshaft verweilend. Die vermuthete Dankbarkeit reducirt sich dann auf ein eben gerade entsprechendes Honorar, während der Arzt in seiner Einfalt keinen grössren Lohn, dagegen ein dankbares Herz voll Freundschaft für immer gefunden zu haben glaubte. So täuscht sich der Arzt nicht selten, und er täuscht sich, weil der zum ärztlichen Berufe geborne Arzt mit einem schier unerschöpflichen Maasse von Menschenliebe begabt ist, das bei der kalt berechnenden und nach Tand jagenden egoistischen Welt immer wieder Enttäuschung findet. Wir bedauern den Arzt, der sich in dieser Weise getäuscht sieht. Wenn dagegen ein Arzt klug berechnend sich in Familien einzuschmeicheln sucht und ihm es nicht gelingt, die Kunden für immer erobert zu haben, so freuen wir uns mit Recht über dies Misslingen; wir freuen uns, dass der Kranke Selbstständigkeit genug hatte. Uebrigens sind die Missverhältnisse zwischen dem Arzte und dem Kranken oder seiner Familie sehr mannichfaltig und haben gar vielerlei Ursachen, die sich nicht immer sofort enträthseln lassen. Oft ist der Arzt zu ernst, oft nicht ernst genug, oft hat der Arzt auch wohl in zu auffallender Weise einen Blick in die Verhältnisse und in die Charaktere der Familie gethan, und man ärgert sich über die bekannt gewordenen Blössen. Alles dies gehört in das grosse Kapitel von der Wahl des Arztes. Es liegt ein umfangreiches Stück Menschenkenntniss in dem Charakter und Benehmen des Arztes und des Kranken verborgen, und es giebt ein gutes Zeugniss für die Biederkeit und Ehrlichkeit der Aerzte ab, dass sie diese Menschenkenntniss noch nicht einmal geflissentlich haben erwerben und benutzen mögen. Jeder wagt sich kühn in das Getriebe der Welt hinein und prallt hundert Mal an, ehe er einmal klug wird. Es giebt in dieser Hinsicht noch keine Klugheitsregeln für die Aerzte.

Die Undankbarkeit hat übrigens auch ihre guten Seiten. Es ist freilich betrübend, dass man Solches sagen muss; indess es ist nun einmal der Fall und der Fall ereignet sich oft, während bei aufgeklärten Menschen eine gewisse Reife und Selbstständigkeit des Urtheils dieselben guten Früchte trägt. Wer seine Dankbarkeit richtig zu begrenzen weiss, wer belehrt genug ist, um zu beurtheilen, welchen Dank er schuldet, und wer selbstständig genug ist, um einer aufgedrungnen Freundschaft und Anhänglichkeit zu widerstehen, der wird auch gegen die Zumuthung eines zu grossen, zu anhaltenden und ungeeigneten Dankes gerüstet sein. — Es kostet Zeit, sich

um die Dankbarkeit der Menschen zu bemühen und sie zu benutzen und zu verwerthen. Solche Zeit darf der Arzt nicht übrig haben. Auch muss die Benutzung der menschlichen Dankbarkeit nothwendig zu einem Prakticiren mit unerlaubten Hülfsmitteln führen, und dies ist ein Betrug, ausgeübt gegen die Collegen, gegen die Menschen und gegen die Wissenschaft.

Welche Parteibildung muss entstehen, wenn die Kranken ihre Dankbarkeit in einer unerlaubten Richtung äussern oder die Aerzte geflissentlich diese Richtung ausbeuten wollen! Es muss dann der Kranke seinem Arzte dienend anhängen, für ihn wirken und werben und seine Praxis auf jede Weise zu vergrössern suchen, wodurch er andre Aerzte und zwar oft gar empfindlich beeinträchtigt, — Thatsachen, die schreiend genug bereits vorgekommen sind, täglich noch vorkommen, und von denen sich sogar bei jedem dankbaren Kranken irgend sehr Spuren finden. Absichtlich unterlasse ich es, hier Beispiele vom Lande und aus den Städten, aus den Residenzen und aus den Badeorten aufzuzählen. Es versteht sich übrigens von selbst, dass die Proselytenmacherei in der ärztlichen Praxis nicht gedeihen würde, wenn die Aerzte, die den Nutzen davon haben, diese Werbung nicht gut hiessen, nicht dazu aufstachelten und die eroberten Kranken nicht mit Freuden übernähmen und sie festzuhalten suchten. Es ist jedoch wahr, dass mancher Arzt dies Verfahren zurückweist, selbst mit Entrüstung; indess verfällt der Beste zuweilen in die Schwäche, in die Versuchung einzugehen und in derselben zu unterliegen. Diejenigen, welche die Kranken für einen Arzt werben, müssen endlich dieselben auch diesem Arzte zusammenzuhalten suchen, und so bildet sich ein oft gut ausgedachtes Geschäft aus lauter Dankbarkeit. Man muss aber über eine solche Art von Dankbarkeit entrüstet sein, und man muss solche Dankbarkeit selbst dann tadeln, wenn das Handwerk derselben auch nur im Geheimen und selbst im geringsten Grade betrieben wird. Und weil es so sehr gehässig ist, wenn Kranke zum Vortheile ihres Arztes gegen andre Aerzte arbeiten, so müssen wir es gut heissen, dass die Dankbarkeit der Menschen ihre Grenzen hat und dass die Undankbarkeit der Kranken auch ein Mittel ist, um die Intriguen und die ungerechten Erwerbungen von Kranken zu vereiteln, wenigstens so lange ein Mittel hierzu, bis ein richtigeres Urtheil die Dankbarkeit der Menschen zu leiten weiss.

Es ist etwas Gehässiges, dass es eine Armen-Pharmakopöe, d. h.

eine Zusammenstellung von geringren Mitteln zum Gebrauche bei Armen giebt. Es ist aber fast nicht weniger unpassend, dass es Armenärzte giebt, d. h. Aerzte, die für ein geringes Honorar die Armen nebenbei, d. h. neben ihrer oft sehr grossen Praxis auch noch mit besorgen. Sühne, Volk, die Schmach der Existenz von Armenärzten durch Anstellung von Revierärzten für Arm und Reich. Besoldete Aerzte vertheilen sich über einen Ort und behandeln in ihrem Bezirke jeden Kranken unentgeldlich und dispensiren dabei selbst. Ein von den Aerzten selbst gewählter Arzt führt die Aufsicht. Die Tagebücher der einzelnen Aerzte liegen allen Aerzten zur Einsicht offen, und sie dienen zur Belehrung über das Kurverfahren und über den Krankheits- und Gesundheitszustand der Bevölkerung, so wie als Stützpunkt für die Aufstellung von Gesundheitsmaassregeln. Die bisherige Handhabung der Praxis entspricht in keiner Weise dem Bedürfnisse und genügt auch gar nicht dem Zwecke und der Aufgabe der Aerzte. Nun aber meint das Volk, dass es doch in Betreff seines Arztes freie Wahl haben müsse und denselben je nach dessen Befähigung und je nach dem Zutrauen, das es in ihn setzt, aussuchen dürfe. Indess, das ist lauter Wahn. Die freie Wahl ist hier vielfach, wenn nicht gar immer, nur Täuschung und Einbildung. Ueberdies muss im eigentlichen Heilen jeder Arzt ziemlich gleich viel, oder vielmehr es sollte doch jeder Arzt ziemlich gleich viel wissen; es sollte die Möglichkeit gegeben sein, dass jeder Arzt ziemlich gleich viel vom eigentlichen Heilen wissen könnte (und es liegt eine solche Annahme auch in der Approbation der Aerzte ausgesprochen). Wo dies nicht der Fall ist, da liegt es an dem schlechten Zustande der Heilkunde, und in der Allopathie ist es thatsächlich nicht der Fall, dass die Aerzte wesentlich gleich viel wissen. In der Allopathie muss die Erfahrung allein den Arzt erst reifen. In der Homöopathie hingegen ist es möglich, auch den jüngsten, irgend begabten Arzt durch die blosse Ausbildung so auf die Höhe der Zeit zu heben, dass er dem älteren Arzte im Wesentlichen gleichsteht. Sobald bewährte Gesetze des Heilens vorliegen, wird es zur Nothwendigkeit, auch das Handwerk des Berufes entsprechend zu ändern. Es ist dies leicht, sofern man nur den Muth hat, die Folgerungen zu ziehen, und es ist auch der Versuch ungefährlich; schlechter, als es in jeder Beziehung ist, könnte es z. B. nach dem gemachten Vorschlage nicht werden. Es ist zwar

viel Wahres an der Meinung, dass ein besoldeter Beamter nicht so fleissig und eifrig arbeite, als ein Mann, der durch eigne Betriebsamkeit und auf eignes Wagniss hin seinen schwankenden Tagelohn sich täglich erwerben muss, und ich stimme auch bei, dass man vor zwanzig Jahren noch nicht gut hätte wagen können, die Aerzte zu besolden; indess es haben sich die Verhältnisse in allen Gebieten über jede Erwartung geändert und namentlich ist bei den Aerzten seit der verbesserten wissenschaftlichen Forschung ein sehr grosser Thätigkeitssinn erwacht, der bei der jetzigen Handhabung der ärztlichen Praxis leider noch gar keine lohnende Richtung zu finden weiss.

Also auch die Undankbarkeit der Menschen kann ihre guten Wirkungen haben; doch die Undankbarkeit, die ich hier meine, bedeutet nur ein Freiwerden von seinem bisherigen Arzte, und frei soll der Kranke sein; er soll das, was der Arzt ihm geleistet hat, zu würdigen wissen, um als selbstständiger Mann ihm seinen Dank abzustatten und hiermit seine Verbindlichkeit gelöst zu sehen. Nun sind aber die wenigsten Menschen selbstständig und frei, und die Wenigsten wissen die Leistungen des Arztes zu würdigen. Und daher kommt es denn auch, dass die Dankbarkeit der Menschen oft nur ein Echo des Benehmens der Aerzte ist, so also dass der eine Arzt durch sein Benehmen eine grössre Dankbarkeit und Erkenntlichkeit aus dem Kranken herausbringen, herauspressen kann, als der andre Arzt, und dass das Benehmen, die Stellung und die äussren Verhältnisse des Arztes in dieser Hinsicht oft mehr entscheiden, als der Werth seiner Leistung. Daher kommt es ferner, dass der Dank der Menschen oft nur der gedankenlose Ausdruck überlieferter Sitte, auch oft die Folge einer übertriebenen Würdigung des Arztes ist. Wen man nöthig hat oder nöthig zu haben glaubt, gegen den ist man freundlich, artig und zuvorkommend, um so mehr, je weniger ersetzbar er erscheint oder je unersetzbarer, je unentbehrlicher er sich zu machen weiss. Doch ist der gewöhnliche Gang des Benehmens in dieser Hinsicht bei den Menschen folgender: anfangs freundlich über alle Maassen, mit zunehmender Bessrung immer lauer, und bei bevorstehender Bezahlung immer kälter, gleichgültiger, unartiger. Es spielt da ein interessantes Stück Anthropologie, verschieden nach dem Volkscharakter, nach dem Stande und nach der gesammten wahren oder scheinbaren Bildung. Früher, wo es weniger Aerzte gab und deren Ausbildung auch viel ungleichmässiger war, hatten die Kranken wohl Grund ge-

nug, einen bewährt gefundnen Arzt an sich zu fesseln. Jetzt ist dies in den cultivirten Ländern ziemlich unnöthig. Immer aber bleibt es wahr, dass die Dankbarkeit der Kranken auch eine Klugheitsmaassregel ist, um von dem Arzte nicht bloss das Höchstmöglichste, sondern auch dieses auf die angenehmste und schnellste Weise zu erhalten, durch ihn zu erlangen. Die Undankbarkeit eines Einzelnen oder einer Familie wird schnell ruchbar, und die Aerzte lernen in nicht allzugrossen Städten gar bald die dankbaren und die undankbaren Menschen kennen. Es ist ein Uebelstand, dass der Kranke bald dankbar sein muss, um die Heilkunde sich dienstbar genug zu machen, bald wieder undankbar sein oder erscheinen muss, um sich und Anderen durch seine Dankbarkeit nicht zu schaden. Oft mehr als billig hangen die Kranken an ihrem bisherigen Arzt, und durch ihre vermeintliche Dankbarkeit ziehen sie sich oft Schaden und selbst bedeutenden Schaden zu. Aus sogenannter Dankbarkeit bleibt manche Familie ihrem Arzte treu, der gar nicht den Fortschritten der Heilkunde gefolgt ist, der heute noch so plump und so roh kurirt, wie bei seinem Eintritte in die Praxis, und der vielleicht zwar Nebendienste der Familie geleistet, sonst aber nichts gethan hat, als dass er die befriedigende Unterwürfigkeit und Dienstfertigkeit zeigte und Einiges zur spontanen Heilung gelangen liess. Geschieht dies bei angesehenen und wohlhabenden Familien, so können diese dadurch dem Gesundheitszustande ihrer nächstwohnenden Mitmenschen sehr schaden. Denn sie halten einen Arzt, der dem wissenschaftlichen Theile seines Berufes nicht treu gefolgt ist, in besonderen Ehren und bringen ihn dadurch zur Aufnahme bei andren Familien, ohne dass er es verdient hat; auch schaden sie dadurch andren thätigeren Kräften im ärztlichen Stande. Aus lauter Dankbarkeit gegen seinen bisherigen Arzt oder gegen den sogenannten Hausarzt der Familie bequemt sich mancher Kranke ganz feierlich zum Sterben, als wenn seine Zeit gekommen sei, und während dort ein Kranker herumschleicht, der wegen seines unfreundlichen, gehässigen, undankbaren Gemüths bei keinem Arzte zum Ziele zu gelangen vermag und drum mit beschleunigten Schritten dem Grabe entgegeneilt, so fügt sich hier ein Andrer aus lauter Hochachtung vor seinem Arzte, aus lauter Schonung dieses seines bisherigen Freundes, „in den Willen Gottes", wie die Menschen sagen, und stirbt; die Menschen sterben oder verderben aus Undankbarkeit, wie aus Dankbarkeit gegen ihren Arzt. Das gedanken- und

urtheilslose Anhangen an einem Arzte aus Gewohnheit, Beschränktheit, Unselbstständigkeit, Muthlosigkeit, Unwissenheit und also, kurzgesagt, aus Unmündigkeit kann demnach seine unangenehmen Folgen haben, wenn nicht zufällig der Arzt sehr gediegen ist. Man findet dies blinde Anhangen an dem ausgewählten Arzte mehr in den höheren als in den niederen Ständen, denen die liebe Noth es mehr anthut, ihre Unzufriedenheit zu äussern. Vergebens ist jedoch bis jetzt jeder Wunsch, dass der Kranke frei und selbstständig sei und das Verdienst des Arztes zu würdigen wisse, denn das Volk kümmert sich zu wenig um die Heilkunde und um den wahren Werth eines Arztes, als dass es hierin frei und selbstständig handeln und die Leistungen seines Arztes verstehen könnte. Ja, wenn es absolut gute Aerzte gäbe, so dass sie nur Glück und Segen auf ihren Pfaden hinterliessen, dann wäre wohl das urtheilslose Anhangen nicht zu tadeln. Und eine gewisse allgemeine und gleiche, ja eine gewisse absolute Güte der Aerzte wird vom Volke auch in der That vorausgesetzt; ohne eine solche irrige Annahme wäre es gar nicht möglich, dass das Volk nach seiner Laune irgend Einen herausgriffe und ihm treu anhinge. Es giebt allerdings Aerzte, die Tag für Tag und bei jedem Kranken ihre Sache gut zu machen scheinen und denen kein Kunde etwas Tadelndes nachzusagen weiss; indess dies ist Alles nur Schein, purer Schein, weil es bei der Ausübung zumal der allopathischen Praxis eine absolute Unmöglichkeit ist, sein Tagewerk so ganz tadellos gut zu machen. Sobald man einmal das Geschäft des Herumfahrens bei den Kranken geflissentlich als „Geschäft" übt, so kann man dies auch mit solchem äussrem Scheine und Anstand fertig bringen, dass Niemand etwas zu tadeln finden kann, und doch ist das Werk höchstwahrscheinlich viel unvollkommener, als bei dem Arzte, dem man die gerechte Unzufriedenheit mit sich selbst und mit den Leistungen der Heilkunde anzumerken vermag und der aus eigner Unzufriedenheit seine Fehler kaum zu verbergen sucht. Bei dem noch geltenden Kurverfahren giebt es keine Aerzte, die jeder Krankheit ganz gewachsen wären oder die mit der nöthigen Theilnahme und Sorgfalt auch nur jeden einzelnen Krankheitsfall derselben Krankheitsform zu behandeln vermöchten. So unvollkommen auch die Homöopathie sein mag, bis jetzt sind nur in ihr „Universalärzte" möglich. Auch die Anstellung besoldeter Revierärzte für Arm und Reich bleibt so lange eine Unmöglichkeit, als das Kurverfahren nicht in solcher Weise gesetzlicher und

erfahrungsrichtiger geregelt ist, wie es die Homöopathie anstrebt. Die jetzigen Specialärzte sind nur eine Uebergangserscheinung; sie sind aus dem Bedürfniss von Specialforschungen hervorgegangen, und sobald diesem Bedürfnisse reichlich genügt ist und jeder Arzt auch nur einigermaassen seine volle Schuldigkeit thut, muss das Aushängeschild des Specialarztes eine Abnormität und sogar eine Ungerechtigkeit sein.

Man behält übrigens nicht bloss aus Dankbarkeit, sondern auch deshalb gern lebenslänglich denselben Arzt bei, weil er ein Vertrauter des Hauses geworden und mit der Constitution der Familienglieder angeblich wohl bekannt ist; er hat den Mann und die Hausfrau als Kinder schon gekannt und er kennt ja die Krankheiten, welche sie überstanden haben und zu welchen etwa in der Familie die Anlage besteht. Indess auch dies ist Wahn; denn da die Kenntnisse der Aerzte in Betreff der Körperconstitutionen noch sehr gering sind und Hunderten von solchen Hausärzten gänzlich mangeln, so kann jenes Motiv nicht viel bedeuten. Ueberdies führt eine lange und grosse Vertrautheit der Familien mit einem und demselben Arzte leicht für beide Parteien Uebles mit sich. Es ist bloss für den Arzt angenehm, auf Jahre eine sichre Kundschaft zu haben, aber es raubt dies dem Volke die nöthige Freiheit und Selbstständigkeit in diesem Geschäfte. Man wechselt auch den Schuhmacher und Schneider ungern, in der That aus blosser Bequemlichkeit und aus Unlust, sich mit einem Andren wieder gründlich zu verständigen. Bei dem jetzigen Stande der Heilkunde ist es Wahn, dem Familienarzte eine besondre Kenntniss der Familieneigenthümlichkeiten und der Familiengebrechlichkeiten zuzuschreiben. Bei einem Arzte jedoch, der gründliche oder auch nur reichliche Arzneiprüfungen an sich selbst angestellt hat, ist solcher Glaube kein Wahn. Und wenn einstmals das Kurverfahren richtiger und das richtige Kurverfahren allgemeiner geworden sein wird, dann wird es sich sogar von selbst verstehen, dass man ständige Aerzte haben wird, aber nicht in der bisherigen Form der Hausärzte, sondern in der Form besoldeter, von der Gemeinde angestellter Aerzte, die nicht bloss das, was ihnen dargeboten wird, behandeln, sondern die wahrhaft für den Gesundheitszustand ihres Bezirks und zwar namentlich aus eignem wissenschaftlichen Antriebe sorgen und wachen.

Freiheit für beide Parteien wünsche ich in dem Geschäfte des Arztes. Und worauf könnte sich denn die Dankbarkeit des

Kranken auch beziehen? Sie könnte sich beziehen auf die Würdigung der Mühen des Arztes um das rechte Mittel, um die rechte Hülfe, die er dem Kranken geleistet hat. Indess hierin ist der Kranke gewöhnlich ganz urtheilsunfähig. Sie könnte sich ferner auf das gesammte Angenehme und Erfreuliche beziehen, das der Arzt dem Kranken erwiesen hat. Indess in dieser Hinsicht ist der Kranke leicht der Täuschung unterworfen, und in beiden Beziehungen ist die dankbare Gesinnung des Kranken für den Arzt und die Bethätigung dieser Gesinnung durch Erweisung von Angenehmem und Gefälligem ein unsichrer, ein nicht entsprechender, ein trügerischer, oft ein ungerechter und sein Ziel verfehlender Lohn. Die Bezahlung dagegen schliesst einen Lohn in sich, der frei von jedem moralischen Makel ist. In der That, wenigstens für die allergrösste Mehrzahl der Fälle bleibt dem Kranken, um seine Dankbarkeit zu erweisen, kein andrer Weg übrig, als die Bezahlung des Arztes und das willige, baldige und freudige Leisten dieser Bezahlung. Alles, was darüber ist, führt leicht zum Uebel. Auch die Geschenke, die etwa noch hinzugefügt werden, sind nicht zweckmässig; sie führen zum Missbrauch, erwecken die Begierlichkeit des Arztes und verführen — zur Bettelei. Innerhalb vieler geschenkten Dinge muss dem Manne von Charakter unheimlich werden, und überdies klebt an ihnen oft ein allzu starkes Band. Alles, was noch über die Bezahlung hinaus geht, hat sich bloss auf eine freundliche Gesinnung zu beschränken, die sich ohne besondre Gründe nicht zu bethätigen braucht. Diese freundliche Gesinnung verpflichtet nicht, dass der Kranke seinem Arzte treu bleibe und ihn weiter empfehle. Der Kranke muss seine Freiheit behalten, wenn er sie auch nicht gehörig zu benutzen versteht, und er muss nie vergessen, dass neben dem Arzte, der ihn behandelt hat, jeder andre Arzt auch sein Recht und oft vielleicht noch grössre Rechte und Ansprüche hat.

Mit dieser Beschränkung der Dankbarkeit will sich aber der Kranke oft nicht einmal begnügen, und gewiss auch der Arzt selbst möchte wohl jetzt noch oft genug mit dieser Beschränkung nicht zufrieden sein. Der Kranke, der seinen Arzt lieb gewonnen hat, gönnt ihm auch viel, er führt ihm gern neue und viele Kranke zu, und bei seiner eignen abermaligen Erkrankung beruft er ihn bloss deshalb schon, weil er ihn lieb und gern hat. Und ich mag gegen diese bald unklare, bald unbegründete Zuneigung des Kranken zum Arzte und

gegen den Nutzen, der für den Arzt daraus entspringt, nicht allzusehr reden, um so weniger als die Kranken auch oft undankbar genug sind und die Ungerechtigkeit ihres Undanks weit ihre Dankbarkeit übersteigt. Die sogenannte Concurrenz der Aerzte, das gehobnere Selbstbewusstsein derselben und eine reifere Einsicht des Volkes führen mit der Zeit hierin eine bessre Sitte herbei. Der Arzt ist eine öffentliche Person zum Schutze und Wohle des Volkes und zur Dienstleistung für Alle, und diese öffentliche Person müsste, wer sie auch sei, wenn nicht der richtige Begriff vom ärztlichen Geschäfte — übrigens schon äusserst frühzeitig — ganz abhanden gekommen wäre, als eine gesuchte Person erscheinen, die sich nicht von einzelnen Bürgern in's Schlepptau nehmen und vorwärts bugsiren lässt. Der Bürger, der dies thut, ist ebenso tadelnswerth, wie der Arzt, der sich dazu hergiebt. Es kommt auch Aehnliches in solcher Weise in keinem andren Stande vor. Die Ursache dieses Uebelstandes aber ist, dass der Arzt sein Brod von einzelnen Kunden sammeln muss. Dass aber die Menschen stets gern einen Götzen haben, dem sie die guten Eigenschaften in besondrem Maasse zuschreiben, auch dieser Umstand hat eine nicht geringe Schuld daran. Es sind namentlich die vornehmeren Leute, die in diesen Fehler verfallen, weil sie aus Eitelkeit überall ihre Hand im Spiele haben wollen und weil sie sich durch gegenseitige Lobhudelei gern auf eine gewisse Höhe emporschwindeln, und drum wird denn der Lehrer, der Prediger, der Arzt, der Richter etc., der zu ihrem Kreise gehört oder in demselben endlich Zutritt erlangt, über alle Maassen gerühmt, obgleich er oft gar kein andres Verdienst hat, als dass er Gewandtheit genug besitzt, mit dem geckenhaften Geschlechte gut zu verkehren. — Wenn aber auch der Arzt sich mit jener Beschränkung der Dankbarkeit nicht begnügt und von dem Kranken ausser der Bezahlung auch noch eine gewisse Anhänglichkeit und Treue und ein Empfehlen bei andren Kranken erwartet und verlangt, so begeht er hiermit ein entschiedenes Unrecht und oft ein grosses; auch wird er in dieser Weise ganz ohne Scheu und ganz geflissentlich um so mehr Unrecht begehen, je mehr er seinen Beruf zu einem blossen Erwerbsgeschäfte herabgewürdigt hat.

IV.

Der Arzt und seine Ansprüche auf die Dankbarkeit seiner Kranken.

Um übrigens die Ansprüche des Arztes auf Dankbarkeit zu begreifen, muss man den Charakter des Arztes in seiner ganzen Tiefe kennen. Es ist der Arzt von einer gewissen Selbstschätzung und von einer gewissen Einbildung getragen. Es ist dies auch in jedem andren Stande der Fall, beim Geistlichen, Richter, Lehrer und aufwärts sogar noch mehr. Denn die Menschen haben es nun einmal nöthig, sich ein gewisses Gewicht beizulegen, damit sie auch vor sich selbst nicht gar zu leer erscheinen, und wer einen Beruf hat, muss überdies zu jeder Stunde die Bedeutung dieses Berufes in sich fühlen. Es liegt daher ganz in der Natur der Sache, dass sich der Arzt als einen Helfer und Retter ansieht und wenigstens sich als einen Mann betrachtet, der Angenehmes und Gutes in's Haus bringen will und vielleicht das ganze ersehnte Glück mit sich führt. Aber dies füllt seine Seele noch nicht allein aus, und ein ganz andrer Gedanke ruht noch in derselben und drängt sich leicht in den Vordergrund. So wie er nämlich an dem Kranken sein Amt zu verwalten beginnt, wird er, sofort nach dem Pulsfühlen und mit dem Nachdenken über die zu leistende Hülfe, ein ganz andrer Mensch; und so gering er auch immer über seine Heilkunde denken und so klein und gedrückt er sich auch selbst fühlen mag, mit dem Beginnen seiner Hülfsleistung erhebt er mit einem gewissen Stolz sein Haupt. Stolz und Strenge, mit mehr oder weniger Freundlichkeit gepaart, sprechen jetzt aus den Zügen seines Gesichts, wie aus den Geberden seines Körpers, — und er wird befehlerisch, er gebietet. Freundlich trat er herein, um Hülfe darzureichen. Plötzlich aber am Krankenbette ist dies fast vergessen, und er steht nicht mehr da, um dem armen Kranken Hülfe und Genesung zu bringen, sondern um ein Meisterwerk an ihm, um eine That zu vollbringen, die ihn selbst ehre. Dass er das Lob davontrage, dass auf ihn Alles ankomme, dass seine Leistung entscheidend sei, dass er als der befähigte Mensch erscheine, dass man sich auf ihn verlassen könne, dass man ein andres Mal wissen werde, wo man gute Hülfe finde, — dies und Aehnliches ist bei ihm die Haupt-

sache, und die Genesung des Kranken ist ihm hierzu nur das Mittel. Nicht, als sei er so unbarmherzig, für die Genesung des Kranken keinen Sinn weiter zu haben, o nein, er freut sich vielmehr über dieselbe gar sehr, jedoch freut er sich hauptsächlich und zunächst nur in seinem Interesse, — im Interesse seiner Leistung, die ja nicht ihm allein, sondern auch der ganzen Wissenschaft oder etwa seiner Schule angehört. Und es ist dies ganz in der Ordnung. So oft der Arzt sich zum Kranken begiebt, so oft stehen die Wissenschaft und Kunst und so oft steht sogar die ganze Persönlichkeit des Arztes auf dem Spiele, und es ist dies wahrhaftig keine Kleinigkeit. Gelingt die Kur nicht, so hat der Arzt oder doch seine Kunst jedenfalls verloren; gelingt aber die Kur, so ist oft viel, oft äusserst viel, und jedenfalls ist wenigstens immer Etwas gewonnen und wenn es auch hautpsächlich nur in der Einbildung wäre. Und gelingen muss also die Kur. Bei dem blossen Gedanken schon des Misslingens oder doch der Schmälerung des Erfolges durch den Kranken zürnt er diesem bereits voraus. Damit aber die Kur gelinge, bedarf er der Strenge, und die Strenge muss oft genug sogar das rechte Mittel ersetzen.

Nun begreift es sich also, warum der Arzt streng in seinen Verordnungen, streng und befehlerisch am Krankenbette ist, auch dass er um so strenger ist, je zuverlässiger er heilen will. Dennoch ist diese Strenge ein Zeichen seiner Schwäche, seines wissenschaftlichen Unvermögens. Er befiehlt drohend; pünktlich soll Alles geschehen, nicht die mindeste Abweichung darf sich der Kranke erlauben, nicht die geringste Aenderung soll der Wärter eigenmächtig wagen, — und der Arzt steht gefürchtet am Krankenbette da oder vielmehr er stand einst gefürchtet da, denn Vieles hat sich auch im ärztlichen Berufe schon geändert. Und wie kam der Arzt, der mit dem Proletarier fühlt, mit dem Proletarier hält und mit jedem Unglücklichen am meisten Theilnahme hat, zu solchem despotischen Wesen? Weil er nicht heilen konnte und doch die Heilung fertig bringen musste. Und wie anders sollte er, der das Specificum nicht kannte, der bis heute erst kaum Indicationen hat, der sich mit Recht wohl rühmt, rationell, mit Unrecht aber rühmt, nach klaren, aneinander hängenden und exacten Gründen zu verfahren, und der über die Wirkung der Mittel nichts Befriedigendes zu sagen weiss, wie anders sollte er den Kranken heilen, als mit Hülfe einer strengen

Verhütung jedes Fehlers, der in Bezug auf Diät, Erkältung, Aufregung und dergleichen begangen werden könnte, und wie sollte er sich die Heilung als sein Verdienst anders sichern, als durch strenges Verbieten jedes Eingriffs und jeder Abänderung der Verordnung, die etwa auch gut thun und die Krankheit bessern könnten. Je tüchtiger der Arzt in früheren Zeiten war, um so strenger auch war er, und heute ist es wesentlich nicht anders. Nur wer mit dem rechten Mittel zu kuriren weiss, der hat die Strenge des Verhaltens nicht oder doch nur in sehr gemindertem Grade nöthig. Ueberdies nützt die Strenge dem Kranken viel weniger als dem Arzte selbst, der sich und sein Kurverfahren durch dieselbe in dem — oft nur vermeintlich — nöthigen Ernste und Eifer erhält. Mit diesem Eifer tritt der Arzt an's Krankenbett, dies Terrain nimmt er jetzt mit dem ganzen Uebergewichte seines Geistes in Beschlag, ein ernster Blick begegnet dem, der ihn stört, der irgend eine Einsprache erhebt oder gar sich dazwischen drängt, und in seinem Innren denkt er vielleicht: „bei mir musst du gesund werden, denn an dich setze ich meine ganze Kraft, und wenn du mir nicht treu bleibst, so magst du sehen, wie du bei einem Andren schlechter fährst oder gar stirbst.“ Ob er Schadenfreude empfindet, wenn der Kranke mit Nachtheil und Schaden in die Behandlung eines andren Arztes übergeht? Unmöglich wäre dies nicht, da es — wie man zur Entschuldigung zu sagen pflegt — menschlich wäre, und in einem Berufe, wo der Mensch durch das Streben nach Ehre und Gewinn oft auf's Aeusserste aufgeregt und abgemattet und ausserdem durch die Last der Körperanstrengung selbst bis zur Entstehung eines anhaltenden Erschöpfungsgefühls zuweilen angegriffen wird, kann es nicht befremden, wenn auch unchristliche Gesinnungen ihn beschleichen sollten. Indess kaum hat ihn die Schadenfreude angewandelt, so pflegt er sie vom Kranken auf den Arzt, der an seiner Stelle zur Behandlung berufen wurde, zu übertragen, und er bedauert den Kranken, aber er gönnt dem Arzte, der ihn zu verdrängen sich erfrechte, das Missgeschick einer unglücklichen Behandlung. Die Strenge ist stets mit Egoismus gepaart, und hätte es nicht der Eine dem Andren abgesehen, Jeder wäre von selbst auf das Benehmen verfallen, das den Arzt in seinem Berufe kennzeichnet. Denn bald verlangt auch der Kranke selbst vom Arzte eine gewisse Energie, bald dringen die Angehörigen auf eine energische Beherrschung des Kranken, bald führt das Benehmen des Kranken von

selbst nothwendig zu einer solchen Handlungsweise, und wenn alle diese Veranlassungen nicht gegeben sind, so ist es das Bestreben, durchaus eine glückliche Kur zu machen, welches dem Arzte all das Verfahren eingiebt, das ihn so gebieterisch und streng erscheinen lässt, als einen Beherrscher des Kranken und seiner Verhältnisse. Es ist dies eine auffallende Erscheinung. Doch findet sie auch in andren Ständen ihres Gleichen; der Geistliche ist nicht minder streng, und der Jurist, die Polizei etc., sie alle handhaben ihr Amt in einer gebietenden Weise. Dennoch besteht ein Unterschied. Kein andrer Stand nämlich hat so sehr egoistische Zwecke dabei und ist auf diese so sehr angewiesen als der Arzt. Dieser verlangt den absoluten Gehorsam für seinen eignen Nutzen; er will, dass er es sei, von welchem Hülfe und Rettung ausgehen, und er will in Folge dessen als der gefeierte Mann da stehen. Der Priester begnügt sich uneigennützig auch mit der ganz im Stillen vollbrachten Bekehrung, der Richter ist ausser dem Amte gegen denselben Menschen ein ganz Andrer, und auch die Polizei unterscheidet eine Stellung in und ausser dem Amte. Am meisten gleicht der Arzt noch dem Priester, nur arbeitet der Priester ganz entschieden weniger egoistisch. — Wir müssen es bei dem geschilderten Benehmen des Arztes noch besonders hervorheben, dass der Arzt bei der Ausübung seines Berufes so leicht beleidigt wird und dass er schwer eine Einsprache, einen Widerspruch duldet. Höchst vorsichtig muss es ihm beigebracht werden, wenn ihm der Kranke oder seine Familie einen Vorschlag machen wollen, und eine Nichtbefolgung seiner Anordnung gilt ihm immer als ein bedeutungsvolles Zeichen davon, dass der Kranke seine Anordnungen zu beurtheilen wagte. Argwöhnisch bewacht der Arzt in dieser Hinsicht den Kranken, und er ist, wenn er es auch nicht immer äussert, schwer betroffen, wenn er einer irgend wichtigen, eigenmächtigen Aendrung auf die Spur kommt; selbst eine Aendrung im Unwesentlichen ist ihm unerfreulich, da sie leicht eine solche Selbstständigkeit verräth, die sich auch noch mehr erlauben könnte. Sogar das Urtheil über die Krankheit versagt der Arzt dem Kranken, es sei denn das Urtheil ein günstiges, — und er, der in jeder Hinsicht zur liberalen Partei neigt, handelt ganz wie der absoluteste Staat. Es ist nun freilich wahr, dass bei dem Urtheilen der Kranken gewöhnlich nicht viel Gescheidtes herauskommt, und dem Gebildeten gegenüber benimmt sich der Arzt in dieser Hinsicht auch mit Rück-

sicht; indess er merkt sich's wohl, wer urtheilt und wer als Kranker nicht urtheilt, sondern willig und unbedingt sich in Alles fügt. Nur der Letztre ist ihm angenehmer, und er scheut den Erstren, wenn er nicht das Uebergewicht über ihn erlangen kann.

Wie kommt der Arzt zu solchem Charakter, zu solcher Empfindlichkeit, zu solcher Unduldsamkeit, zu solcher Strenge, zu solcher Rechthaberei in seinem Berufe? Man sagt häufig, dass der Kranke sich unbedingt den Anordnungen seines Arztes unterwerfen müsse, um gesund zu werden, und man nimmt diese Behauptung so sehr als feststehend wahr an, dass man sie für andre Lebensverhältnisse gleichsam als Beispiel aufstellt; besonders sind es die Geistlichen, die auf ihren Kanzeln dies Beispiel gern benutzen. Nichts ist aber unrichtiger, als diese Behauptung, in absoluter Allgemeinheit genommen, und mancher Kranker wird erst recht gesund, wenn er seinem Arzte nicht mehr folgt. Dem Richtigen muss man sich freilich unterwerfen. Wer aber hat in dem Kur-Geschäfte zuverlässig das Richtige? Den Grund zu der geschilderten Eigenthümlichkeit des Arztes müssen wir weiter suchen, und wir finden ihn in dem Mangel an Klarheit. Gewiss, es ist ein Zeichen der Unreife, ein Beweis der Unklarheit in seinem Innren und ein Zeugniss der eignen Unsicherheit und der Unzuverlässigkeit seiner Hülfe, wenn der Arzt so sehr empfindlich und so unduldsam ist. Und je unklarer, unreifer, wirrer und unzuverlässiger die Kunst eines Arztes ist, um so empfindlicher ist auch derselbe, sofern er sonst mit grosser Entschiedenheit sein Geschäft handhabt. Um dies wohl zu verstehen, muss man wissen, dass jede energische Handhabung eines schwierigen, misslichen und verwickelten Geschäftes — selbst wenn es sich bloss um die Aufschürzung eines Knotens in einem Faden handelt — reizbar, empfindlich, unduldsam, launisch, ärgerlich, zornig macht, in verschiednem Grade, je nach dem gesammten Charakter des Menschen und je nach der Eile, zu welcher man angetrieben wird. Und das ärztliche Geschäft ist häufig genug ein schwieriges, ein verwickeltes, ein missliches auf unklarer Basis, und ein Geschäft, von welchem man Eile, Schnelligkeit fordert. Es ist nun freilich wahr, dass, wie die Unklarheit, gepaart mit Stolz und Eigenmächtigkeit, ein strenges und halsstarriges Verfahren erzeugt, so auch die scharfe und richtige Einsicht in den Grund der Dinge gleichfalls eine schier unerbittliche Strenge mit sich führt, und ich will es gern unentschieden lassen, wie sehr in jedem einzelnen Falle es nur

die Erkenntniss des Wahren und Richtigen ist, die dem Arzte die Strenge verleiht. Indess ist es nur allzu offenkundig, dass der Arzneikunst in sehr vielen Fällen die Erkenntniss des Richtigen noch fehlt. Und dann muss sich der Arzt freilich dennoch auf einen gewissen Standpunkt erheben, und seine Anordnungen müssen ihm dennoch immer als das Ergebniss seiner Durchschauung der Krankheit gelten. Es muss so sein; er muss ein festes Ziel verfolgen, und er thut dies unwillkürlich in dem Maasse, als er in sein Amt die Bedeutung seiner Persönlichkeit legt. Und seine Person kommt in diesem Geschäfte nur allzu sehr in Betracht. Er ist — wenigstens in der Allopathie — das Gesetzbuch selbst und die ausführende Gewalt zugleich. Er muss den Muth haben, sich einzubilden, dass an ihm kein geringes Glück hafte. Seine Ehre und Stellung, sein Erwerb und seine Zukunft stehen auch auf dem Spiele. Verwickelt liegt das Unglück vor ihm, so schnell und leicht durchschaut kein zweiter Arzt, der hinzukommt, die aufgehäuften Schwierigkeiten, es wäre ein Unglück sogar für den Kranken, das Steuerruder abzugeben, und feige also müsste der Arzt sein, wenn er nicht herrschen und nicht Alles beherrschen wollte. Er muss durch Beherrschung der Verhältnisse zum Ziele hin gelangen, und die Beherrschung der Verhältnisse erhält ihn obendrein selbst aufrecht. Von diesem Standpunkte aus hat man den Arzt stets und zwar mit Recht mit einem Feldherrn verglichen oder auch mit einem Steuermann, der das schiffbrüchig gewordne Schiff noch glücklich in den Hafen bringt.

Die Beherrschung des Kranken durch den Arzt bekommt aber mit der Genesung desselben noch kein Ende. Der Kranke, der sich einem Arzte anvertraut hat, erscheint in den Augen dieses Arztes, sofern die Kur auch nur irgend zur Zufriedenheit ablief, auch fernerhin als ein Wesen, das ihm, wenn auch nicht unterthänig, doch verpflichtet ist, und der Arzt verlangt nun von dem Genesenen für die ganze Zukunft oder doch für lange Zeit eine gewisse Freundlichkeit der Gesinnung, einen herzlichen Gruss und eine vertrauens- und liebensvolle Begegnung. Er erwartet von ihm ein Benehmen, das stets ein Zeugniss von dem Eingedenksein der geleisteten Hülfe giebt und das dieses Eingedenksein auch wohl etwas deutlich verräth. Er erwartet die Bezahlung, und er ist mit einer geringren Bezahlung ganz zufrieden, wenn der Kranke ihm eine aufrichtige Freundlichkeit bewahrt, und bei einer besonders guten Bezahlung, erträgt er es besser,

wenn der Kranke ihm fernerhin weniger Freundlichkeit erweist. Der Arzt erwartet sodann, dass der Kranke ihn bei andren Personen und Familien empfehle, dass er gleichsam für ihn werbe und dass er in seinem Bereiche keinen andren Arzt dulde; andere Aerzte sollen für ihn gleichsam nicht existiren oder doch von geringrer Geltung sein, und es wird gern gesehen, wenn bei zufälligem Rühmen derselben ihre Schattenseite gleichzeitig sofort mit berührt wird, so dass man in Bezug auf jede Concurrenz sogleich durchaus beruhigt sein kann. Der Arzt erwartet ferner von dem früheren Kranken, dass er die ihm erwiesene Sorgfalt getreu im Gedächtniss hehalte, dass er der Geschicklichkeit eingedenk sei, die sich in der Behandlung der Krankheit kundgab, dass er die zuverlässige Wirkung der verabreichten Mittel nicht vergesse, und dass nach Jahren noch ihm vorschwebe, wie der Arzt ihn von diesem und jenem Leiden befreit oder wie er dieses und jenes Glied der Familie geheilt und am Rande des Grabes noch gerettet habe; — und es ist dies Alles in sofern nicht unbillig, als der Kranke ganz gewiss Alles, was ihm in der Behandlung nicht lieb war, ebenfalls getreu und sogar noch getreuer im Gedächtnisse bewahrt. Endlich erwartet der Arzt mit Bestimmtheit, dass der genesene Kranke ihn bei seiner nächsten Erkrankung wieder zum Arzte nehme. Alles dieses fordert der Arzt vom Kranken, wenn das Geschäft zur Zufriedenheit Beider ablief. Es ist dabei aber noch die Frage, ob das Geschäft wirklich auch zur beiderseitigen Zufriedenheit ablief. Jede Partei kann sich hierbei in der andren irren, und es wird sich der Arzt um so leichter im Kranken täuschen, je weniger er noch die Menschen und ihr Benehmen kennt und je mehr er von sich eingebildet ist oder es eifrig redlich meint.

Der Arzt verlangt also vom Kranken nicht bloss während der Kur volle Unterwürfigkeit, sondern auch nach der Genesung noch ein nicht geringes Maass von Verpflichtungen. Jedermann könnte nun wohl sagen, es sei unrecht, dass der Arzt solche Forderungen mache und unterhalte. Aber dieser Vorwurf wird dadurch sehr entkräftet, dass nicht bloss der Arzt solche Forderungen stellt, sondern dass sogar der Kranke diese Forderungen oder doch eine gewisse Summe solcher Forderungen für berechtigt hält. In der That, der Kranke hält sich selbst für verpflichtet, ein gewisses Maass und selbst gern wohl ein volles Maass der Dankbarkeit dem Arzte zu bewahren, und jeder Mensch mit irgend lebhaften Gefühlen empfindet

dies und widerstreitet nicht im Mindesten, dass er eine gewisse Herzlichkeit für seinen Arzt haben und behalten müsse, zumal wenn dieser ihn gerettet. Auch dünkt Jedermann die Verpflichtung, seinem Arzte, je nach der sich darbietenden Gelegenheit und Möglichkeit, eine gleichsam unbeengte Erkenntlichkeit zu erweisen, so natürlich, dass man sofort auf besondre Gründe verfällt, welche es rechtfertigen oder doch erklären könnten, wenn sich von dieser Regel eine Ausnahme zeigt. Der Arzt verlangt somit von dem Genesenen für eine unbestimmt lange Zukunft wesentlich nur d a s, was dieser ihm willig schon entgegenzubringen pflegt, — nur d a s, was sich in diesem Geschäfte nach Gebrauch und Sitte von selbst versteht. Und dies ist wichtig, zu wissen; denn ohne diesen Umstand würden die Ansprüche des Arztes auf eine so vielfältig sich bethätigende Dankbarkeit als ungerecht erscheinen. Indess immer bleibt doch die Thatsache stehen, dass der Arzt als der gebildetere und aufgeklärtere Theil in diesem Geschäftsverhältnisse die Forderung stellt und unterhält; e r verlangt Dankbarkeit, e r verlangt sie mit bestimmter Erwartung, e r grollt oder zürnt, wenn dies Verlangen nicht erfüllt wird, e r nennt es dann Undankbarkeit, und e r trägt es selbst wohl dem Kranken nach, jedoch nur in der Weise, dass er sich zurückzieht, — und über solche Art der Entgeltung oder Rache macht er sich keine Vorwürfe.

Woher kommt dies auffallende Benehmen des Arztes? Woher kommt dies Benehmen der Kranken? Woher stammt das, die Menschen nach der Genesung zur mannichfaltigsten Aeussrung ihrer Dankbarkeit treibende, Verpflichtungsgefühl? Und findet sich auch in andren Berufsarten Aehnliches?

Jeder v e r t r a u t e Verkehr bringt Ansprüche für Denjenigen mit sich, den man in's Vertrauen gezogen hat, und die Offenbarung eines Leidens an einen Arzt hat man leider zu den mehr oder weniger geheim zu haltenden Vertrauenssachen gezählt, — eine Sitte, die im Grossen und Ganzen mit der richtigeren Auffassung der Krankheiten ihrem Ende entgegengeht und hauptsächlich noch durch die Furcht vor Schadenfreude eine Fristung erhält. Auch kommt das U n g e w o h n t e der ärztlichen Leistung in Betracht. Gegen den Handwerker und den Dienstboten, deren Hülfe man oft in Anspruch nimmt, fühlt man wenig Erkenntlichkeit, gegen den nur in wichtigen Fällen zu Rathe gezognen Arzt fühlt man dagegen Dankbarkeit, und die Wichtigkeit des Falles, das Vorkommen eines Uebels am eignen Leibe und

die Gefahr des Leidens erhöhen begreiflich das Verpflichtungsgefühl. Wer viel krank ist und wer seine Leiden öffentlich genug zeigt und dabei ohnehin häufig die Wohlthätigkeit der Menschen in Anspruch nimmt, bei Solchen schwinden viele Rücksichten, die sonst irgend wie den Menschen zur Dankbarkeit verpflichten und wäre es auch nur, um sich durch die That der Dankbarkeit über manches Elend in den Augen Andrer zu erheben. Je mehr ein Kranker von der Kur versteht, um so mehr begreift er den Vorgang und gewinnt selbst ein Urtheil über denselben, und gleichfalls um so weniger Dankbarkeit pflegt auch hier empfunden zu werden; — ein Arzt dankt dem andren Arzte selten oder doch wenig genug für die Behandlung und weiss obendrein immer noch viel auszusetzen. Und wenn man auch nur diese wenigen, hier gegebnen Andeutungen erwägt, so wird man bereits durch die Thatsache schmerzlich betroffen, dass der Dank viel zu sehr durch Nebendinge bestimmt wird, als es bei der Stimmung der Seele, aus welcher der Dank zu entspringen pflegt, der Fall sein sollte. Auch begreift Jedermann leicht, dass das Volk seines eignen Vortheils wegen schon sehr nöthig hat, Dank zu äussern, und dass der Dank auch eine blosse Anzahlung auf spätere, nicht immer gerade angenehme Leistungen sein kann. „*Dat Galenus opes, dat Justinianus honores*;“ aber Alles hat seinen Grund und ohne Beweggründe des eignen Nutzens oder doch der Eigenliebe lässt man dem Arzte nicht leicht die Schätze und dem Juristen nicht leicht die Ehren zufallen. Sich durch den Dank selbst zu verherrlichen, ist auch ein Grund, um zu danken, und der Trabant eines Arztes zu sein und für ihn zu werben, das ist für Manchen eine angenehme, müssiggängerische Beschäftigung. Wir kommen übrigens noch wiederholt darauf zurück, warum und in wiefern der Kranke sich zum Danke verpflichtet fühlt und dadurch das Verlangen des Arztes nach Dankbarkeit gleichsam rechtfertigt.

Die Sitte der Aerzte, auf eine lebhafte und auf eine möglichst bleibende Dankbarkeit zu rechnen, findet sich viel mehr bei jüngeren, als bei älteren Aerzten. Sie findet sich bei älteren Aerzten jedoch nicht bloss deshalb weniger, weil sie durch den Undank der Welt schon anders gewöhnt oder für den Dank der Menschen in seiner gewöhnlichen Aeussrungsweise schon abgestumpft seien oder ihn etwa nicht mehr so sehr nöthig hätten, sondern das Verlangen nach Dankbarkeit findet sich bei älteren Aerzten auch deshalb weniger, weil

sie besser, richtiger, glücklicher zu kuriren pflegen, weil sie das Verhältniss zwischen dem Arzte und dem Kranken klarer und wahrer beurtheilen gelernt haben, und weil eine gewisse Sättigung des Lebens sie gleichgültig ermacht, hauptsächlich aber weil sie weniger lieben; denn im Alter nimmt die Lebhaftigkeit der Gefühle ab und mit ihr auch die Liebe und oft sogar die Religion und die Moral. Die Liebe verlangt Gegenliebe, und sie verlangt also am meisten nach dankbarer Vergeltung des Geleisteten. Die Liebe aber gehört der Jugend an, und nur Wenige sind so glücklich, im Alter noch eine grosse Summe von Liebe übrig zu haben, die ihnen dann stets den Zug eines jugendlichen Sinnes und Geistes bewahrt. Der jüngere Arzt ist demnach mehr begierig nach der Dankbarkeit der Menschen, als der ältere. Je unklarer überhaupt, je unerfahrner und dünkelhafter der Arzt und je unrichtiger und wirrer sein Kurverfahren noch ist, um so mehr Ansprüche macht er bei den Menschen auf Dankbarkeit, d. h. um so urtheilsloser lässt er sich von den Beweggründen treiben, die dem Verlangen nach Dankbarkeit zum Grunde liegen. Und diese Beweggründe sind: 1) die Liebe und das Bedürfniss einer Gegenliebe, 2) der Ehrgeiz, 3) der Erwerb und die Erwerbsucht, und 4) das Erschöpfungsgefühl des Geistes und Körpers bei der Arbeit. Alle diese Beweggründe bekommen in dem Maasse beim Arzte Geltung, als die Unklarheit ihnen Bedeutung verleiht.

Wenn der junge Arzt seine Praxis beginnt, so möchte er die ganze Welt mit Liebe umfassen, und im Verhältnisse zu der Liebe, die seine Brust für die Kranken erfüllt, macht er Ansprüche auch auf ihre Liebe und auf ihre Freundschaft und Dankbarkeit. Das ärztliche Geschäft ist ein Werk der Liebe und es war ein solches Werk von seinem Ursprunge an. Als solches betrachtete es der Kranke in früheren Zeiten, und so betrachtet er es noch jetzt, und auch dies ist ein Grund, warum er sich zur bleibenden Dankbarkeit verpflichtet fühlt oder wenigstens im Augenblicke der geleisteten Hülfe solche Gefühlsanwandlung hat. Und der aus Instinct Arzt gewordene Mann, der gleichsam zum Arzte geborne Doctor, trägt, wenigstens im Beginne seiner Laufbahn, eine solche Völle von Liebe zum Kranken in sich, dass er ganz verwundert da steht und es nicht zu begreifen vermag, wenn ihm der Kranke nicht ebensoviel Liebe entgegenbringt. Auch fühlt er in seinem Innren, dass ihn in der That eine andauernde Liebe zu dem Kranken beseelt, und er erwartet demnach auch von

ihm eine andauernde Liebe. Diese nicht zu erhalten, es muss ihn betrüben, betrüben selbst bis zum Zürnen. Jetzt, wo eine Menge von Aerzten auf der Lauer stehen, um den Kranken zu helfen, ist in diesem Verhältnisse Alles weniger einleuchtend geworden; doch wenn man die Sache bis zu ihren geheimsten Tiefen verfolgt, findet man es doch noch immer so, wie es war. Auch ist die Liebe im ärztlichen Stande sehr geschwunden, und das Wirken des Arztes ist viel mehr als früher ein Geschäft geworden; indess hat sich doch trotz alledem mehr Liebe erhalten, als ein oberflächlicher Blick zu erkennen vermag. Der Arzt, den bloss die Liebe bewegt, Dankbarkeit von den Menschen zu fordern, er begnügt sich mit Wenigem; die blosse Gegenliebe, oft nur der Schein derselben genügt ihm. Wir müssen übrigens die Lage eines Kranken in Erwägung ziehen, um die Fordrung von Gegenliebe zu verstehen und sie nur allzu gerecht zu finden. Gesetzt, es leidet Jemand an einer schweren Hüftgelenkentzündung oder an einer weissen Kniegeschwulst, so ist es selbst in einer mit Aerzten sehr gesegneten Stadt keine Kleinigkeit, einen solchen Arzt zu treffen, der mit voller und mit andauernder Lust sich über das Leiden hermacht und mit Geschick Schritt für Schritt das Leiden der Heilung entgegenführt und diese vollendet. Der Kranke wäre in solchem Falle, offen gesprochen, dumm, wenn er planlos wählte, und er wäre gefühl- und charakterlos oder wenigstens sehr geistesbeschränkt, wenn er sich gegen den ihn heilenden Arzt nicht zum Danke verpflichtet fühlen wollte; man sollte glauben, dass er sich für sein ganzes Leben nach der Genesung von solchen schweren Leiden zum Dank verpflichtet halte. Denn so natürlich auch die Heilung vor sich geht, so sehr Alles, was geschieht, in der Möglichkeit schon vorliegen muss, und so vielfach auch in dem Gange der Krankheit selbst schon die Hülfe enthalten ist, es ist gar nicht leicht, es ist, — und ich übertreibe dies nicht, — eine ganz ungeheuer grosse Sache, von einem schweren Körperunglücke wieder befreit oder auch nur theilweise von demselben erlöst zu werden. Und der Kranke, der nur irgend ein sinniges Gemüth hat, fühlt dies auch und weiss die Erlösung von dem Uebel zu schätzen. Drum fühlt er sich zum Dank verpflichtet. Freilich bedrängen den Genesenden bald wieder so die Sorgen des Lebens, dass er im Gebrauche seines genesenen Körpers gar leicht auch wieder seine Gesundheit und den vergisst, der sie ihm wieder verliehen hat. Das

Schlimmste aber ist, dass der Kranke den Kernpunkt des an ihm vollbrachten Meisterstückes gar nicht kennt und deshalb das ganze Werk nie so zu würdigen vermag, wie es behufs einer bleibenden Erinnerung seines Werthes nöthig wäre. Die Betheiligung des Volks an den Studien der Heilkunde muss also seine Dankbarkeit erhöhen. Wie der Kranke es fühlt, dass er zum Danken Grund und Ursache hat, so fühlt und weiss es der Arzt, dass ihm Gegenliebe gebührt, und er weiss dies noch viel mehr, als der Kranke begreift. Er weiss am besten, welche grosse Liebe er dem Kranken entgegentrug; er weiss, welche Lust ihn beseelte, ihm zu helfen; er weiss, welche besondre Neigung ihn gerade zu dem betreffenden Kranken und zu seinem Leiden hinzog; er weiss, welche Mühe er sich gegeben, wie beschwerlich mancher Gang oder manche Reise war, und wie er dennoch, gehoben durch die Lust, ein Werk zu vollbringen, die Wege zum Kranken gern durcheilte; er weiss es am klarsten oder muss es doch am klarsten wissen, wie viel ihm der Kranke zu verdanken hat; er kann es beurtheilen, wie leicht sich der Ausgang auch ungünstig hätte gestalten können, und er kann es oft sich gestehen, dass unter allen Aerzten seines Bereiches er vielleicht gerade der Einzige gewesen sein dürfte, durch dessen Hand das Leiden einen glücklichen Ausgang zu erlangen gleichsam bestimmt und berufen war, und dass unter den gerade vorhandnen Aerzten vielleicht kein einziger war, der mit gleicher Liebe und Sorgfalt und mit gleichem Glücke dem Kranken dasselbe freudige Loos bereitet hätte! Wie kann es da befremden, dass der Arzt Dankbarkeit verlangt und dass es ihn schmerzlich berührt, wenn sie ihm nicht zu Theil wird! Es betrübt ihn sehr oft fast mehr des Kranken wegen, als seiner selbst wegen. Nun statt des Dankes aber gar Undank, — und es zerknicken die schönsten Blüthen im geistigen Leben des Arztes; er wird unfähig, Dasselbe fernerhin zu leisten, denn die Begeistrung ist zu furchtbar abgekühlt, die Liebe zu sehr erstickt.

Undank? Die Kur ist über die Hälfte schon gerathen. Jetzt wird gedrängt, jetzt wird bekrittelt, jetzt beschwert man sich über die lange Dauer und über die Opfer, und jetzt will man andre Hülfe dazu noch haben. Oder jetzt fängt man an, das Leiden zu verschleppen, man sieht schon das Gelingen ein, die Kur kann von selbst jetzt fertig gedeihen, und die Kosten schweben immer mahnender vor; die anfängliche Freundlichkeit ist geschwunden, bis zur Unartigkeit stuft

sich das einst so gewinnende Benehmen ab, und man quält den Arzt, aber man lobt und rühmt und preist den „geduldigen Kranken“. Endlich, endlich reisst denn wirklich die Geduld des Arztes. — und siehe, die Familie hat den Preis gewonnen, der Arzt ist überlistet. Oder die Kur ist gelungen. Wer tritt da herein? Es ist der Arzt, dem man einst entgegensprang; aber kaum erhebt man sich vom Stuhle jetzt. Wer begegnet da auf der Strasse? Es ist der Arzt, den man einst so entzückend grüsste; jetzt eiligst schlägt man einen andren Weg ein. Wer wohnt in jenem Hause? Oh jetzt macht man einen Umweg um dasselbe. Wer geht fernerhin in das Haus des genesenen Kranken? Wahrhaftig, es ist ein andrer Arzt, und wie er flink läuft! Wer verfolgt und verläumdet dort den Arzt? Nun, die Familie, in welcher man eine schöne Kur gemacht hat und noch nicht bezahlt worden ist. Wer erscheint da vor Gericht? Wahrhaftig, es ist der genesene Kranke selbst, und kühn und dreist, gescheidt und gewandt bestreitet er die Forderung oder ihre Höhe, und vor dem Richter zeigt er seinen vollen Muth in der geschickten Benutzung dessen, was er im Augenblicke seiner Noth über die etwaige Dauer der Kur und dergleichen aus dem Arzte heraus gepresst hat. Und mehr als einmal hat der Kranke gewonnen; — es hängt dies ganz von der persönlichen Auffassung des Richters ab. Doch ein Engel kann der Arzt gegen seinen Kranken, ein T..... gegen seine Collegen sein, und niederträchtig in seinem Undanke ist nicht leicht ein Kranker, wenn nicht ein andrer Arzt oder irgend eine ärztliche Creatur dahinter steckt. Und dies weiss auch der Arzt, den es betroffen, und dies Bewusstsein tröstet ihn und macht ihn geneigt, sich mit dem Kranken wieder auszusöhnen. Oft nur ein Wink, — und man ist froh, in der alten Weise sich gegenseitig wieder zu becomplimentiren.

Das Unangenehme, das man erfahren, fühlt man immer weniger schmerzlich, wenn man es Anderen selbst schon bereitet hat oder doch fähig ist, ebenfalls es Anderen zuzufügen.

Ueber den furchtbaren Brodneid der Aerzte rede ich hier nicht. Damit aber der Leser nicht Anstoss an meiner Ausdrucksweise nimmt, muss ich ihm bemerken, dass man Alles, was man gewiss weiss, bestimmt, scharf und ungeschminkt auch sagen muss. Das ärztliche Geschäft wird allzu unrichtig betrieben!

Jedoch nicht immer liegen die Gründe für die Dankbarkeit so

klar vor Augen, wie wir es bisher angenommen haben. Ueberdies ist es eine gewissermaassen eingeborne, d. h. ganz naturgemäss begründete Eigenschaft des Arztes, unbedingt von Jedermann, der seine Hülfe in Anspruch nimmt, Offenheit, Vertrauen, Liebe und gleichsam eine Art Freundschaft zu verlangen, weil er mit der Lust und mit dem Bestreben, ihn zu heilen, dies Alles dem Kranken reichlich auch entgegenbringt. Endlich aber, gestehen wir es offen, ist das Verlangen nach Dankbarkeit beim Arzte gar oft ein Uebermaass von Forderung, — ein Uebermaass, das sich in Folge der oben angegebnen vier Beweggründe eingeschlichen und auch wohl von Anfang an schon Platz gegriffen hat, und kommt bei diesem Uebermaasse noch eine starke Selbstschätzung oder gar Ueberschätzung hinzu, so ist es unausbleiblich, dass der Arzt in die Charakterschwäche verfällt, von seinen Kranken eine grössre Anhänglichkeit zu fordern, als er berechtigt ist.

Klarere Einsicht in das Kurverfahren, richtigere Beurtheilung der wirklich geleisteten Hülfe, und ein richtigeres und drum auch leichteres Kuriren stimmen die Forderung des Arztes an die Dankbarkeit der Menschen bedeutend herab. Mit der Erfahrung wird das Kurverfahren richtiger, die klar empfundne Noth des Lebens lehrt Nachsicht, und vielfach belehrt erkennt der Mensch endlich, wie wenig er ist und vermag; dies Alles aber vermindert unsre Ansprüche auf Dankbarkeit und Vergeltung. Und ist man gar noch so glücklich, bescheiden und demüthig zu sein oder im Laufe der Praxis es zu werden, so fordert man von den Menschen nur sehr wenig Dankbarkeit, auch ohne dass bittre Erfahrungen diese Forderung herabgestimmt haben, und man hat dann auch die Dankbarkeit der Menschen weniger nöthig. Richtig bleibt es aber dennoch, dass kein andrer Stand gleiche Dankbarkeit von den Menschen verlangt, als der Stand der Aerzte, weil kein andrer Stand den Mitmenschen so viele persönliche Opfer bringt, weil kein andrer Stand ebenso sehr auf den Nutzen kleiner Freundschaften im Verkehre angewiesen ist, und weil sich nirgends anderswo sämmtliche Beweggründe, um Dankbarkeit zu beanspruchen, so sehr vereinigt und so stark ausgeprägt finden. Erst verlangt man Dankbarkeit von den Menschen blos aus Liebe, aus reiner Lust der Liebe, die man zu den Menschen und namentlich zu den Kranken hat. Dann fordert man Dankbarkeit aus Ehrgeiz. Noch später heischt man Dankbarkeit, um sich ein Vermögen oder

doch einiges Vermögen zu erwerben, und endlich begehrt man Dankbarkeit aus Anstrengungs- und Erschöpfungsgefühl, und schmerzlich nimmt man wahr, dass das Mark des Lebens an der Arbeit hangen geblieben, dass man krank, stumpf, gebrechlich im Dienste der Menschen geworden ist. Und mit den Jahren treten diese Beweggründe in der angegebenen Reihe auf; doch findet man auch oft diesen Reihengang nicht beobachtet, und selbst frühzeitig schon im Leben mancher Aerzte findet man alle vier Beweggründe bereits vereinigt. Nach der Beschaffenheit des Beweggrundes richtet sich auch die Fordrung: erst nur Gegenliebe, und drum hält man es anfangs auch gern mit den Armen, dann Ruhm und Anpreisungen und Ausposaunen, dann Geld und gewinnbringende Empfehlungen, endlich gesteigertes Honorar und möglichst nur dieses, — in dem Maasse, als man es nöthig hat.

Man fordert Dank, weil man in diesem Stande auf nichts Bestimmtes, sondern nur auf den Lohn, den der Einzelne in verschiedner Weise giebt, angewiesen ist, und eben diese Anweisung auf die Dankbarkeit der Menschen macht begierlich. Aehnliche Verhältnisse, wie im ärztlichen Stande, giebt es in keinem andren Stande, und es giebt keinen andren Beruf, wo man ebenso geflissentlich im Kleinen und Kleinsten, wie im Grossen, der ganzen Bevölkerungsschicht jeden Augenblick, oft für den allerkleinsten Lohn, stets ohne vorausbedungne Bezahlung und stets mit der Ungewissheit, ob man Entschädigung bekommt, zu Diensten steht und, um existiren zu können, Dankbarkeit beanspruchen muss und beansprucht. Drum fordert der Arzt Dankbarkeit, und er muss sie fordern, d. h. er muss verlangen und er verlangt für seine Mühen den Lohn in verschiednen Gestalten. Er muss dies thun und zwar im Allgemeinen vielmehr nur, um sein Leben zu fristen oder doch um bestehen zu können, als um den Lohn zu einer Verbesserung und Vervollkommnung des Geschäftsbetriebs zu verwenden. Und schönere, erhabnere, edlere Züge von Dank, Liebe und Freundschaft giebt es sonst zwischen den Menschen, als sie zwischen dem Arzte und dem Kranken vorkommen, und wo in dem ärztlichen Verhältnisse sich auch ähnliche erhabne Züge finden, so verlieren sie durch die gewerbliche Stellung des Arztes sehr an Bedeutung. Man kann Menschen in dem Augenblicke noch retten, wo sie im Begriffe sind zu sterben, und man kann scheintodte Menschen, die nach den Regeln der Kunst gestorben und mit dem

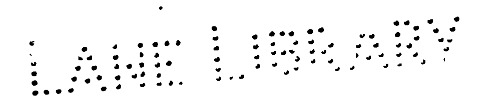
Leichentuche schon bedeckt sind, wieder zum Leben bringen, und es gilt solche That — mit Recht — doch nicht soviel, als eine lebensrettende That, welche sonst die Menschen einander leisten; der Gerettete selbst und sogar der aus der Todtenkammer wieder Herausgeholte legt weniger Gewicht auf die an ihm vollbrachte ärztliche That. Und wahrhaftig, es kann nicht die Leistung des Arztes, es kann seine Wissenschaft und Kunst, die am Krankenbette sich bewährten, das Moment nicht sein, das den Dank bedingt, sondern die gesammte Plage des Handwerks ist für den Arzt das bedingende Moment. Diese Plage ist zu gross, um keinen Dank zu fordern. Wer als Arzt keinen Dank beansprucht, der plagt sich nicht, und wer umsonst kurirt, der hat die Mühe, Sorge und Last des Handwerks nie gefühlt. Die Plage des Handwerks ist es! Hierzu kommt noch der Umstand, dass den Menschen selbst gar nicht so sehr viel an der Genesung liegt, um sich ihrer Genesung wegen auch selbst sehr abzuplagen. Sie verhalten sich in ihren Krankheiten zu passiv. Die Menschen sehen jede Erkrankung für ein „Unglück“ an, und benehmen sich als „Unglückliche“, denen der Arzt immer mit andren Gefühlen beispringen soll, mit den Gefühlen, wie sie dem wirklichen Unglück zu Theil werden. Und er soll sie herausreissen und ohne ihre Mühe ihre Noth hinwegnehmen. Wenn ich sage, dass den Menschen gar nichts daran liegt, ob sie krank sind und sterben, oder nicht, so ist dies eine absichtliche Uebertreibung; aber dennoch könnte man diese Aeusserung schier gelten lassen, weil sie häufiger richtig ist, als ein Uneingeweihter glaubt. Es ist gar angenehm, sich in den Willen Gottes zu ergeben, und Muth gehört dazu, um gesund zu sein und um nicht zu sterben. Wohl sieht man das Volk zu den Aerzten eilen, in die Bäder ziehen und schaarenweise zu Wunderthätern wandern; indess dahinter stecken auch viel Müssiggang, Sucht nach Zeitvertreib und Kurzweil, Wichtigthuerei und dergleichen. Auch zu solchen Nebenzwecken müssen demnach die Zeit und die Arbeit des Arztes noch herhalten.

Man muss sich das Geschäft des Arztes klar machen, um die Mühen desselben zu verstehen. Seine Besuche sehen leicht und mühelos aus. Er setzt sich an's Krankenbett; theils schweigend, theils fragend, theils die Körpertheile näher untersuchend verharrt er hier, nicht leicht allzulange, und nach kurzer Zeit ist die Arbeit gethan. Gewiss, dies Alles sieht so geringfügig aus, dass man veranlasst

werden könnte, nicht viel Gewicht darauf zu legen, es nicht hochzuachten und dessen mit einer gewissen Schätzung fernerhin nicht mehr eingedenk zu sein. Jedoch hinter Dem, was geringfügig scheint, liegt oft viel verborgen. Denn es ist unter Andrem auch die Frage seiner eignen Existenz, die der Arzt bei jedem neuen Krankheitsfalle wieder löst. Wer Praxis bekommen und wer seine bestehende Praxis ungeschwächt erhalten oder gar noch vermehren will, der muss sich mehr anstrengen, als man nur ahnt, und der muss bei jedem neuen Krankheitsfalle ganz entschieden immer wieder mit vollem Ernste darauf bedacht sein, dass ihm die Kur gelinge und dass sie sich sogar schnell, leicht und angenehm vollende, oder dass er doch mit Ehren und zwar nicht bloss mit keinem Nachtheile an seinem Rufe, sondern sogar mit Zuwachs an demselben aus dem Geschäfte hervorgehe, — und ringen muss er mit der Krankheit und mit den Menschen. Wer dies wohl begreift, der wird nie bestreiten, dass der Arzt wirklich bei jedem Krankheitsfalle die Frage seiner Existenz zu lösen hat, und der Arzt, welchem an einem blühenden und glücklichen Betriebe seines Geschäftets etwas gelegen ist, der sieht dies ein und fühlt dies nur allzusehr, — und anstrengend ist die Arbeit selbst da, wo der Laie nur das leichte Spiel einer Unterhaltung sieht. Ueberdies greift es den Geist sehr an, stundenlang Kranke genau zu untersuchen und ihnen gewissenhaft zu verordnen, und es ermüdet dies so sehr, dass man sich überwinden muss, es nicht leichtfertig zu nehmen; der therapeutische Theil strengt am meisten an. Ist auch solche gründliche Behandlungsweise, von welcher man früher nur wenig Ahnung hatte, noch keinesweges allgemeine Sitte, so kennt man doch wenigstens im Princip jetzt diese Gründlichkeit, und gar mancher Arzt nimmt es in dieser Hinsicht — in Deutschland — sehr gewissenhaft. Gelingt nun die Kur und sind die Kranken zufrieden, so hat der Arzt mindestens für seinen Ruf gesorgt. Gelingt aber die Kur nicht und bringt also entweder der Arzt sie nicht fertig, oder verliert er die Geduld und Ruhe und bekommt er unter Widerwärtigkeiten aller Art eine zu grosse Abneigung, um bis zum Erfolge auszuharren, oder zerschlägt sich die Kur unter Misshelligkeiten, die der Zufall oft sonderbar fügt, so hat er entschieden verloren, je nach den Verhältnissen oft mehr, als sich berechnen und sagen lässt. Es muss allerdings jeder Beruf manches Misslingen ertragen können, und Vieles gleicht sich auch wieder auf andre Weise aus. Indess der Arzt hat Grund

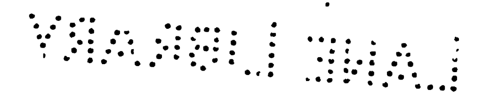
genug, auf seiner Hut zu sein. Er steht auch in dieser Hinsicht viel ungünstiger da, als die Männer andrer Berufsarten. Den Juristen deckt das Gesetzbuch, den Priester seine Amtsregel, der Arzt aber hat keinen ähnlichen Rückhalt. Auch weiss man nicht immer, wie schnell sich solche Fälle des Misslingens aneinanderreihen, und gern häuft sich ja das Missgeschick. Nimmt man es in dem einen Falle leicht, so geschieht es auch bald in dem andren, das Leben aber dauert oft sehr lang, an die Scholle sind die meisten Menschen gebunden, die Jahre, wo die Kraft abnimmt und der Arzt von seinem Rufe leben will, rücken heran, meistens nur allzu schnell, und siehe, der Ruf ist in dem oft engen Kreise durch Manches, durch manche Kleinigkeit erschüttert. Für den Arzt, der auf seine Praxis angewiesen ist und bloss für sie und bloss von ihr leben will, bleibt es leider nur allzu wahr, dass in jedem einzelnen Krankheitsfalle immer wieder die Frage seiner Existenz ihm vorgelegt ist. Da mag er gute Freundschaft und Bekanntschaft suchen, auf dass man gnädig sei; und damit er gute Freunde finde, mag er seine kostbare Zeit durch Nebendinge vertrödeln. Ja, wenn das Volk nicht gegen den Arzt zu reden verstände, ja, wenn es nicht zu schmähen, zu tadeln und den Arzt schlecht zu machen wüsste und sogar in boshaftem Grade dazu fähig wäre, so wäre Alles leichter wieder auszugleichen. Ueberall freilich, wo man an dem Arzte laute, gehässige, feindselige Rache nimmt oder auch nur ein liebloses Benehmen gegen ihn zeigt, pflegt ein böses Verhältniss in der Familie zu bestehen, und der Zorn gegen den Arzt dient oft zur vergänglichen Aussöhnung der Familienglieder. Verkommende Menschen sind gewöhnlich bösartig. Ueber Missgeschick in den Kuren wird von den Leuten stets um so lauter geklagt, je mehr sie dadurch Anderes verdecken wollen.

Und so, wie ich es hier geschildert, fasst der auch gegen sich selbst gewissenhafte Arzt seine Stellung auf; täglich wenigstens in irgend einem Fall bringt er in dieser inhaltsvollen Beziehung seine Aufgabe, seine Verpflichtung gegen sich selbst am Krankenbette sich zum Bewusstsein. Es kann ja auch kein Geschäft so gut gehen, dass man in der Geschäftsstrenge nachlassen könnte; den Aufmerksamen erinnern die dann sich hervordrängenden Unfälle bald wieder an seine Pflicht. Und der Arzt weiss also, wie gewichtig er für sich und somit auch für den Kranken den Fall auffasste, und dies Bewusstsein klebt an dem Falle und es begleitet jede Erinne-



rung, die an diesen Fall wieder auftaucht. Ein ähnliches Bewusstsein knüpft sich nicht, wenigstens nicht so regelmässig, an die Einzelfälle, mit denen die Männer andrer Berufsarten zu thun haben. Weil aber so inhaltsvolle Erinnerungen dem Arzte den Krankheitsfall im Gedächtniss erhalten, meint man deshalb nicht, dass er unwillkürlich von dem Kranken mindestens einige Beweise als Ausdruck seiner Dankbarkeit verlangt? Und viel empfindlicher, als man zu glauben geneigt ist, berührt ihn der Undank. Der Schmerz steigt mit der Mühe, die er sich gab, und der Arzt kann ohne Betrübniss an solche übel verdankte Fälle nicht zurückdenken; Beruf und Menschheit werden ihm verleidet, und schon der Verbittrung wegen, die in ihm Platz greift, möchte er schier drum bitten, dass man nicht undankbar sei, zumal er weiss, dass man mit einem blossen freundlichen Worte schon viel bei ihm ausrichtet.

Der Arzt will Dank, und er giebt sich deshalb Mühe. Hieraus aber folgt, das derjenige Arzt, der am meisten den Dank der Menschen nöthig hat, sich auch am meisten Mühe geben, wenigstens am meisten nach dem Willen der Leute sich beeifern wird. Ein Reicher wird also im Allgemeinen ein minder fleissiger oder auch ein minder guter Arzt sein, als ein Armer, und bei gleicher wissenschaftlicher Befähigung und bei gleichem wissenschaftlichen Streben wird der ärmere College mehr Aussicht haben, ein bessrer und auch ein durch alle Schichten des Volkes mehr bekannter Arzt zu werden, als der reichere, — sofern übrigens auch die Gesundheit des ärmeren Collegen stark genug ist, um die ungleiche Anstrengung auszuhalten. — Weil die Menschen ihre Bedürfnisse und die Verhältnisse viel besser und richtiger einsehen, als sie es sich klar zu machen vermögen, so passen ihre Handlungen besser zur Zeit und zur Welt, als sie es selbst geahnt hatten, und sie befinden sich in Folge dessen endlich in einer richtigen Stellung des Lebens. Man bedarf der Dankbarkeit der Menschen, um Liebe, um Ehre, um Schätze des Geldes oder um dieses Alles zusammen zu erlangen. Wer aber Arzt wird, der hatte seine Gründe dazu. Aus blosser Liebe wird Niemand Arzt, macht Niemand die zu diesem Berufe nöthigen Studien durch, und aus blosser Liebe treibt Niemand Praxis. Aus blossem Ehrgeiz treibt gleichfalls Niemand, wenigstens ebenfalls nicht anhaltend, ärztliche Praxis. So sehr die Ehre bei der Praxis und bei dem Streben nach Praxis in Betracht kommt, und so sehr die Menschenliebe das erste



und nothwendigste Erforderniss beim Arzte ist und so reichlich sie in der Brust des Arztes wohnt, so wahr bleibt es doch, dass derjenige, welcher Praxis treibt, dies am allermeisten des Geldgewinnes wegen thut, und zwar um so mehr des Gewinnes wegen, je eifriger er eine umfangreiche und inhaltreiche Praxis anstrebt. Dagegen ist es wahr, dass die blosse wissenschaftliche Forschung und der Entdeckungsversuch, der Entdeckungssinn, auch zur ärztlichen Praxis den Menschen veranlassen können; dann aber muss sich auch das Resultat hiervon zeigen und es muss sich sogar dieser Beweggrund sofort und augenblicklich und fast bei jeder einzelnen Kur offenbaren, sonst ist dieser Beweggrund rein erlogen. Es muss ein treibender Zwang dahinter stecken, sonst wird Niemand die ungeheure Plage der ärztlichen Praxis auf sich nehmen. Und neben der Erwerbsbegierde ist das — durch Ehrsucht häufig sehr angestachelte — Streben nach Bereicherung der Wissenschaft eine Triebfeder, die wohl ebenso mächtig sein kann, als das Verlangen zu erwerben. Weil aber eine treibende Nothwendigkeit vorliegen muss, um das Joch der ärztlichen Praxis auszuhalten, so müsste das Volk übel berathen sein, wenn man, wie ich wiederholt schon vorgeschlagen, die Aerzte fix besolden und dadurch ihnen die Sorge für ihren Unterhalt abnehmen wollte. Gewissermaassen allerdings! Indess der wissenschaftliche Forschungssinn kann, wie ich so eben sagte, eine ebenso starke Triebfeder sein, wie der Erwerbssinn, und obwohl ich den Aerzten, die ich als Kind gekannt habe, selbst nicht eine fixe Besoldung gegönnt haben würde, so weiss ich doch allzu sehr, dass der wissenschaftliche Forschungssinn zunimmt. Seit zehn Jahren hat sich der Thätigkeitssinn der ganzen Menschheit bedeutend gesteigert, bereits giebt es mehre Aerzte, die der blosse wissenschaftliche Thätigkeitstrieb und der therapeutische Forschungssinn vollkommen befähigen, die feste Besoldung und dazu das volle Joch der ärztlichen Praxis zu ertragen, und einen Stillstand in diesem Fortschritt giebt es um so weniger, als das wissenschaftliche Forschen zunehmend leichter wird.

Kehren wir indess zurück in die Verhältnisse, die uns noch beengen. Der Kampf des Lebens hängt sich an den einzelnen und oft an einen geringfügigen Fall. So ist es zwar in jedem Berufe, aber so kann es bei dem Arzte täglich, stündlich möglich sein, und es ist ihm daher, als könne er ohne die Dankbarkeit der Menschen nicht bestehen, als drücke ihn die Undankbarkeit in den Boden, als

zertrümmere sie sein Wirken und sein Geschäft, und als vernichte sie sein Leben. Auch kleine Neckereien und Plackereien reiben den Geist auf, wenn sie ohne Ende wiederkehren; sie kann der Handwerker viel besser vertragen als der Arzt, der mit jeder Kur eine wissenschaftliche Forschung verbinden soll. Denn der Arzt, der nicht in jeder Kur ein therapeutisches Problem sieht und dasselbe zu lösen sucht, kurirt schlecht, soviel Ruf und Praxis er auch haben möge. An unverständigem, rohem, unzufriednem und undankbarem Volke aber ist kein wissenschaftliches Problem zu lösen, und die Praxis ist somit ohne wissenschaftliche Ausbeute; dies aber ist in der That der grösste Schmerz. Die Kolik, der Rheumatismus, die Augentzündung hätten sich vielleicht bis zum andren Tage durch die Macht der Mittel oder gar von selbst gebessert; aber heute bricht die Ungeduld aus. Nun, Doctor, ringe und kämpfe, halte die Entzweiung auf und beschwichtige sie. Bald ist alle Mühe vergebens, bald gelingt es. Die Erinnerung aber ist endlich die, dass man ob der Unzufriedenheit der Menschen, die oft gar keinen Grund hat oder durch irgend welche Leidenschaft bedingt ist, für seine Existenz, für seinen Ruf, für sein Brod und für seine Wissenschaft gerungen hat. Es klebt inhaltschwer an der ärztlichen Praxis die Erinnerung an den Kampf des Lebens, es klebt das Blut, das Mark des Lebens an derselben, an ihren zahllosen, zerstückelten und zerrissnen einzelnen Handlungen. Nicht bloss geistig muss der Arzt ringen und kämpfen, auf seine eigne Verantwortung wagen, gegenüber dem Publikum wagen, streiten mit den Verhältnissen, kämpfen mit der Familie und mit dem Kranken und im Kampfe gleichsam die Genesung erringen, was Alles sein Anrecht auf die Dankbarkeit steigert; er muss einen Kampf führen, kaum um Principien, sondern um die Person und mit der Person und mit ihrem Unglücke, einen Kampf, der in solcher Weise den Gliedern andrer Stände, — den Priester etwa bei den Verbrechen der Menschen und bei schweren Schicksalsschlägen ausgenommen, — nicht zufällt, und obendrein einen Kampf mit dem Unverstande. Sondern auch seinem Körper gilt die Anstrengung, — eine Anstrengung, die thatsächlich das Leben abkürzt. Oft den ganzen Tag hindurch in Bewegung, die Häuser aufsuchen, die Treppen steigen, die Landreisen unternehmen, die Nächte in Unruhe, und oft Monate lang jeden Abend abgejagt und bis zur Entstehung eines schweren Krankheitsgefühles erschöpft, so dass die Familie mit Recht

um den Gatten und Vater besorgt wird! Wahrhaftig, da klebt der Schweiss des Mannes, da klebt sein Blut an dem Geldeslohn, das er einstmals empfängt, und er darf den Ruin seines Körpers mit Recht in die Waagschaale legen, um Dankbarkeit zu beanspruchen.

So muss der Arzt ringen, um sich in seiner Stellung zu behaupten und um in derselben emporzukommen! So muss er für seinen Lebensbedarf ringen, und er muss ringen mit dem Körper und mit dem Geiste! Sein Leben muss er mitten im sogenannten friedlichen Verkehre der Menschen, wie kein Andrer, wagen und daran setzen, aber leider nur auf ein unbestimmtes Ziel hin für sich und auf ein vergängliches Ziel für den Leib der Menschen. Da mag der Arzt vor allen Dingen selbst sehen, dass er nicht das schlechtere Loos in dem Kampfe ziehe. Er mag klug darauf bedacht sein, dass er im Alter etwas erübrigt habe; er mag es lernen, an sich selbst dabei ein glücklicher Arzt zu sein, er hat Grund genug dazu, die Gesundheitslehren selbst streng zu beobachten, und er mag mit Recht besorgt sein, dass er an Moral und Charakter nicht noch obendrein verliere; denn wenn man es endlich auch Allen recht gemacht hat, so ist man doch noch übler daran, als wenn man mit einer gewissen Energie hindurch gegangen ist. Wohl dem, der Letztres vermag!

Wenn es sich aber um Dankbarkeit in einem Verhältnisse handelt, so müssen beide Parteien gehört werden: der den Dank Empfangende und derjenige, welcher den Dank zu leisten hat.

V.

Der Kranke und seine Verpflichtung. Nutzen und Nachtheile für den Arzt und für den Kranken.

Es muss wohl Jedermann einleuchten, dass in dem Dankbarkeitsverhältnisse zwischen dem Arzte und dem Kranken der Kranke am günstigsten dasteht. Er bildet im Allgemeinen die unthätigere Partei. Aus seinem passiven Zustande und aus seiner nicht selten sehr geborgnen Lage heraus sieht er die Welt ganz anders an als

der Arzt, und er begreift nicht den Kampf des Lebens. Er durchmustert vielleicht den Arzt, er kritisirt ihn, sein Urtheil verweilt an nebensächlichen Dingen, und er ahnt von Allem, was den Geist des Arztes an seinem Lager bewegt, nicht das Mindeste. Er unterhält ferner vielleicht dabei seine Launen und seinen Eigensinn, er erschwert die Kur durch Thorheiten, durch Unaufmerksamkeit, durch unvollkommne Berichte und durch Widerstreben gegen die nöthigen Eingriffe, und er ist es, der nach der Kur oft genug ein ungerechtes Urtheil über den Arzt fällt und es geflissentlich ausbreitet, dadurch eine endlose Reihe von Nachtheil und Schaden ihm zufügend. Und überdies ist er im Allgemeinen schuld an seinem Leiden, er entweder selbst oder doch irgendwie seine Eltern oder seine Vorfahren; der Arzt aber soll die Schuld tilgen, oft unter den ungünstigsten Verhältnissen, und es wird dies, unter Beherzigung der charlatanartigen Auskündigungen des römischen Arztes Asclepiades, sogar sicher, schnell und leicht in allen Beziehungen und mithin auch sogar wohlfeil verlangt. Nur Mitleiden und Erbarmung könnte der Kranke in seinem Unglücke und Elend beanspruchen; indess vielleicht befiehlt er gar, und eine verzogne Familie umsteht ihn obendrein noch und bestärkt ihn in allen Unarten und Ungerechtigkeiten. Der Kranke trägt ausserdem nur seinen eignen Theil, und er ist dem Arzte gegenüber immer nur ein Einzelner, während der Arzt vielen und oft zahlreichen Kranken gegenüber steht, für sie die Last zu tragen, für sie zu sorgen und ihre Laune und Unzufriedenheit zu erleiden hat, oft genug die Zielscheibe ihres gehässigen Charakters und ihrer Undankbarkeit. Wer könnte da leugnen, dass der Kranke seinem Arzte gegenüber in einem gewissen Vortheile steht und dass auf dem Arzte die grössre Bürde ruht? Es kommt hierbei auch in Betracht, dass gerade die minder gefährlichen Leiden, bei denen es am wenigsten nöthig wäre, dem Arzte die meisten Beschwerden und den meisten Aerger zu bereiten pflegen. Bei allen unheilbar oder doch lebensgefährlich auftretenden Leiden lassen die Menschen ein billigeres Urtheil walten. Doch kommt es leider auch hier oft genug vor, dass die Menschen in ihrem Stolze und Grolle in irgend einem angeblichen Versehen des Arztes den Grund suchen und finden wollen, warum eine Krankheit gefahrvoll geworden sei, und in Folge dessen nun den armen Arzt verunglimpfen, hassen und verfolgen. Bald ist es eine zu früh erlaubte Tasse Kaffee, nach

welcher der Kranke sehnlichst verlangte und die selbst die Familie gut hiess, bald ist es irgend eine unschuldige Speise, bald ist es ein vermeintlich zu frühes Umbetten, bald ist es irgend ein andrer unschuldiger Umstand, der herhalten muss; und mit einer boshaften Beschränktheit und Unerbittlichkeit verharren dann die Menschen auf ihren Anklagen, bis sie den Arzt durch ihr Chicaniren aus dem Hause gedrängt haben. Indess solche bösartige Ungezogenheit kommt gewöhnlich doch nur da vor, wo ein zweiter Arzt hinzugezogen worden ist, der durch sein Liebäugeln die Familie in ihrem Vorurtheile bestärkt oder dadurch sogar noch aufstachelt. Gewiss, der Kranke hätte Grund genug, billig zu sein und dem Arzte seine Aufgabe, seinen Beruf, sein Schicksal tragen zu helfen.

Und wenn der Kranke dankbar ist, o wie leicht wird dem Arzte die Arbeit! Wie fliegt er über die Strassen, wie eilt er die Treppen hinauf, wie gern kommt er zwei und drei Mal täglich und wie bereitwillig versteht er sich zu Mühen jeder Art am Krankenbette, — zu Mühen, die er bei einem undankbaren Kanken weit unter seiner Würde halten würde! Und ich meine hier nicht etwa eine Dankbarkeit, die sich durch Bezahlung ausdrückt, sondern ich meine hier ausdrücklich nur die freundliche und herzliche Gesinnung als Erwiederung der erwiesenen Liebe. Auf diese Gesinnung kommt es dem Arzte zunächst hauptsächlich an, und er begnügt sich gern mit ihr, so lange es nur irgend geht. Und wenn man diese Genügsamkeit des Arztes wohl erwägt, so muss man in der That gestehen, dass eine kindliche Einfalt in seinem Gemüthe liegt. Wohlgefallen an dem dankbaren Herzen eines Unglücklichen zu haben und sich dadurch zu verstärkten Leistungen bestimmen zu lassen! Es ist dies gewiss ein schönes Zeichen. Ob jedoch nicht auch Ehrgeiz dahintersteckt? Ob es nicht etwa bloss dem Selbstgefühle schmeichelt, von irgend einem Unglücklichen eindringlich um ärztliche und andre Hülfe angesprochen zu werden, die dem Arzte keine baaren Auslagen kostet? Wir haben diese Frage hier nicht weiter zu erörtern. Gewiss aber ist es, dass die grosse Dienstfertigkeit des Arztes nicht ganz frei von einer gewissen Eitelkeit und von Nebenrücksichten ist, auch dass sie als ein Zeichen von Beschränktheit erscheinen kann. Denn wesentliche Hülfe wird den Menschen durch das Krankenbedienen nicht verschafft, und man kann durch alles Herumlaufen und Verordnen nicht viel nützen, wenn man die Sache nicht

studirend betreibt und namentlich wenn man dabei nicht im Gebiete des rechten Mittels arbeitet. Unwesentliches gilt dann leider oft für Wesentliches! Und in der That verrichtet man bei dem Herumrennen in der Praxis häufig viel mehr Handlungen der Krankenpflege als der Krankenheilung; man mag in dieser Hinsicht gegen sich selbst auf der Hut sein, und wohl kann man in mancher Hinsicht sagen, dass nur ein Geist von geringrer Befähigung sich in das praktische Treiben des Arztes einlassen könne. Auch bringt man als Arzt und zwar sogar wohl geflissentlich seine Hülfe oft da an, wo ganz andre Heilmittel nöthig wären und wo es also einer bessren Erziehung bedürfte, wo die Aufklärung helfen würde, wo die Moral einkehren sollte, und wo die Religion viel Wesentlicheres nützen könnte; und man verhätschelt, man verdirbt den Menschen in solchen Fällen, indem man mit Arzneimitteln an ihm herumplackt und ihn abhält, die Grundquelle seiner Leiden aufzusuchen und eine radicalere Hülfe anzurufen. Doch dies gehört nebst vielem Andren zu den nachtheiligen Einflüssen des ärztlichen Geschäfts. Wir sprachen von der wohlthuenden Einwirkung der dankbaren Gesinnung des Kranken auf den Arzt und auf das Betreiben seines Geschäftes. Es thut dem Arzte sehr wohl, unter seinen Kranken ein freundliches Wesen zu wissen, das liebevoll die ihm geleisteten Dienste zu vergelten sucht und bei jedem Besuche ihm seine herzlichen und wohlwollenden Gesinnungen zu erkennen giebt. Getragen von dem Bewusstsein, Dank bei den Menschen zu finden, fühlt sich der Arzt befriedigter, sein Sinn heitert sich auf, die Arbeitslust nimmt zu, der Glaube an seinen Beruf wächst, und das Vertrauen auf seine Mittel steigt. Er fühlt, dass er ein segenbringendes Geschäft betreibt, er erkennt in sich ein nützliches und nothwendiges Glied der menschlichen Gesellschaft, und er ist deshalb bestrebt, sich mehr und mehr zu vervollkommnen; aus Liebe zu den Menschen und aus Lust zu helfen cultivirt er mit gesteigertem Eifer seine Heilkunde, er macht Anschaffungen an Büchern und an Instrumenten, sein ganzes Gebiet möchte er in vollem Maasse repräsentiren, und gehoben fühlt er sich und leistungsfähiger mit der Anerkennung, die ihm zu Theil wird. Indess der Arzt mag doch wohl sehen, dass er dabei nicht eitel wird, dass der Stolz ihn nicht beschleicht und dass er nicht Thörichtes und Unwahres sich einbildet. Er mag nie vergessen, dass er als beginnender Arzt in Bezug auf sein Wissen und Können noch gar nichts ist, dass man gar leicht

sich einbildet, durch die Praxis sofort mehr als etwa den blossen Umgang mit den Menschen zu erlernen, dass die „dankbaren“ Kranken *seine Thätigkeit zersplittern und zerreissen*, dass er durch die Praxis am Studium verhindert wird, und dass Menschengunst eine gebrechliche Stütze ist. Er möge es nie aus dem Sinne schlagen, wie die Menschen eigentlich beschaffen sind, auch dass mit dem Gesundwerden der Menschen das Grösste ihnen noch nicht geleistet, sondern nur erst die Befähigung zum Gedeihen ihnen wiedergegeben ist, und endlich namentlich, was man nicht genug wiederholen kann, dass alles Prakticiren nichts nützt, wenn man nicht das rechte Mittel zu finden vermag, dass aber das *rechte* Mittel nur das Ergebniss eines gründlichen Studirens ist. Und der Arzt mag auch wohl den Schaden erwägen, den die heiss ersehnte Dankbarkeit der Kranken ihm bringen kann. Ich gönne ihm die Dankbarkeit der Menschen, aber er möge sorgen, dass sie ihm nicht zum Nachtheil wird, zu einem Nachtheile, der gegen Ende der Laufbahn grösser sein kann, als der Nutzen. Für den Augenblick ist freilich der Nutzen unbestreitbar: gehobnes Selbstgefühl, gelungne, wenigstens scheinbar gelungne Kuren, Empfehlungen durch die Kranken an andre Kranke, Zunahme des Ruhmes und des Rufes, Ausbreitung der Praxis im Volke, Ausdehnung derselben in die höheren Stände, Zunahme des Erwerbs, Anhäufung von Vermögen u. s. w. Indess und trotz alledem, wahre Befriedigung ist nur in der mühevollen Erforschung der Wahrheit zu finden. Jedes andre Glück stürzt leicht zusammen. Nur Charaktere nützen der Menschheit. Ueberdies hat man noch zu allen Zeiten darüber gestritten, ob denn die Heilkunst wirklich genützt und nicht vielmehr geschadet habe. Aus dem allzu häufigen und zu innigen Verkehre mit den Menschen zieht man sich auch nicht leicht mit heiler Haut zurück, und es gehören glücklich geartete Naturen dazu, um ohne Nachtheil Vieles zu ertragen. Dass der einzelne Arzt emporkomme, dies endlich ist ja doch *nie und nimmer* die Aufgabe der Heilkunde und ihrer Jünger.

Drum grösser schier oder doch *reiner* und ungetrübter ist der Nutzen, den die Dankbarkeit des Kranken für diesen selbst hat. Er bekommt die Liebe, die er dem Arzte erwiedert, von ihm reichlich wieder vergolten. Es ist freilich wahr, dass dies auch nicht der Fall sein kann und dass auch die Kranken über Undankbarkeit von Seiten des Arztes sich zu beklagen haben; denn es kann auch der Kranke

übel ankommen, es giebt auch stolze Aerzte, es giebt Aerzte, die zu wenig bedenken, wie zartfühlend oft das Gemüth der Menschen ist, gleichfalls der Arzt hat seine üblen Stimmungen, und in mancher Laune kann auch er die Menschen beleidigen, die ihm Gutes thaten, — Alles hier, wie überall. Gewiss jedoch ist es, dass der aufmerksame Arzt im Laufe der Praxis hierin viel Belehrung und Bessrung annimmt, und dass, wenn man von allen zufälligen Misshelligkeiten absieht, der Kranke vom Arzte seine Dankbarkeit reichlich belohnt und vergolten zu bekommen pflegt. Dem Arzte ist an dankbaren Kranken etwas gelegen und zwar um so mehr, je mehr er im Laufe des Lebens ihren Werth schätzen gelernt hat. Er behält sie mehr im Sinne, er giebt sich viel angelegentlicher Mühe um sie, er studirt für sie, er denkt an sie, auch wenn sie nicht krank sind, beim Studium der Pathologie kommt ihr Körperzustand immer wieder in sein Gedächtniss, beim Studium der Arzneimittel drängt sich derselbe noch mehr in Erinnerung, er arbeitet für die ihm liebgewordnen Kranken, ohne dass er es absichtlich will, und bei einer abermaligen Erkrankung haben sie den Segen davon. Es ist dabei nur zu bedauern, dass nicht jeder Kranke im Gedächtnisse des Arztes bleibt, dass auch mancher Kranke mit dankbarem Herzen dort kein Plätzchen zu erobern vermag, und dass die Zahl der Lieben gar leicht nur eine kleine zu sein und sich nur auf Auserwählte zu erstrecken pflegt. Wenn übrigens der Arzt nicht studirt, so fällt der gerühmte Vortheil für den Kranken gering aus, und dieser hat dann hauptsächlich nur auf einen willigeren Arzt zu rechnen, was oft auch viel werth ist, wenigstens unter Umständen mit Recht sehr geschätzt wird; doch bleibt es unumstösslich wahr, dass ohne anhaltendes und gründliches Studium bei der Praxis der Arzt nicht leicht wesentlich nützt, weder dem Kranken, noch sich selbst. — Die Dankbarkeit der Menschen, und werde sie auch stets nur von Einzelnen erkennbar geübt, hält in der That die Liebe im Arzte aufrecht, und bei der Weise, wie das ärztliche Geschäft betrieben wird und noch betrieben werden muss, ist dieser Umstand sehr wichtig; die Liebe will in Jedermann und sie will auch in dem Arzte als Arzte gepflegt sein, damit sie ihre Früchte trage.

Es zeigen sich auch die Folgen der Undankbarkeit der Kranken gar bald, zumal der Arzt in dieser Beziehung sehr empfindlich ist. Nehmen wir die Aerzte in diesem Punkte, wie sie nun einmal sind; ich hoffe, dass sich ihr Benehmen, so sehr es auch befremden

mag, befriedigend aufklärt. Gesetzt, es kommt zum Arzt ein Kranker, dem die Undankbarkeit schon auf der Stirn geschrieben steht, so bekommt er gewiss ein Recept vom Arzte, aber er bekommt gewiss keine Hülfe vom Arzte, es sei denn, dass diese ganz leicht zu beschaffen ist, oder dass sie auf Grund des hingeworfnen Receptes ihm ganz zufällig zu Theil wird, oder dass irgend ein Umstand trotz des undankbaren Gemüthes des Kranken den Arzt zur Leistung einer zuverlässigeren Hülfe antreibt. Von einer barmherzigen Schwester würde man nun dies ganz anders erwarten, und in einem Spitale denkt man sich auch die Sache anders, als in der Privatpraxis. Indess der Mensch bleibt allzu sehr Mensch, in einem übel eingerichteten Geschäfte sucht ihn die menschliche Schwäche doch endlich heim, so sehr er auch dagegen ankämpft, und ein Ordensmitglied muss von einem andren Standpunkte aus beurtheilt werden. — Oder gesetzt, der Arzt behandle aufmerksam einen Kranken; da aber verräth dieser Kranke seinen gehässigen Charakter, und aus seiner Seele sprechen Misstrauen, Selbstsucht und quälerische Unzufriedenheit so deutlich, dass der Arzt, abgesehen von allem Lohn, schon klar ermessen kann, wie viel Dankbarkeit einstens für ihn übrig bleiben wird. Und bei vielen Aerzten ist sofort eine düstere Wolke um die Stirn gezogen, die leicht haften bleibt und dann die aufmerksame Theilnahme gar sehr beeinträchtigen kann. Es giebt nun wohl Aerzte mit grosser Selbstbeherrschung, die sich dadurch nicht stören lassen oder vielmehr, denen man es nicht anmerkt, dass sie dadurch gestört werden; indess äusserst selten und vielleicht nie mag ihnen die reine Liebe die Beharrlichkeit verleihen, sondern irgend ein andrer Beweggrund lässt sie Alles übersehen und ertragen, bis die gewöhnlich nicht lange, oft aber endlos lang dünkende Zeit der Kur abgelaufen ist. Ein solcher Beweggrund kann bald das Interesse am Krankheitsfalle, bald der emsige Geschäftseifer, bald das Bestreben, sich durchaus in die tadellose Gunst der Menschen setzen zu wollen, bald endlich die bittre Noth in der Stellung und Lage des Arztes sein. Aber der undankbar und unzufrieden quälende Kranke läuft in allen Fällen Gefahr, Schaden zu nehmen, am wenigsten jedoch da, wo man bloss des Krankheitsfalles wegen, also aus rein wissenschaftlichen Gründen ausharrt, was jedoch auch nur in dem Maasse geschehen kann, als es in dieser Hinsicht der Mühe werth ist. — Oder gesetzt, der Arzt habe einen Kranken nach seiner Ueberzeugung und nach dem ganzen Benehmen des

Kranken zu dessen voller Zufriedenheit behandelt; aber der Kranke spricht sich hintendrein irgendwie ungünstig aus, oder er nimmt später einen andren Arzt, oder er empfiehlt seinen früheren Arzt in irgend einem Falle nicht, und sofort steigt die Gluth dem Arzte in's Gesicht, er spricht von Undankbarkeit, und er will vielleicht dieser Kränkung eingedenk sein. Nun allerdings beruhigt sich, wenn derselbe Kranke bald wieder kommt, um des Arztes Hülfe abermals in Anspruch zu nehmen, dieser Unwille zwar wieder und sogar zuweilen so vollkommen und so plötzlich, dass man sich eines gewissen Lachens nicht enthalten kann; indess gern bleibt Einiges haften, und der Arzt kurirt gar leicht weniger gut, als es vor diesem Aergernisse der Fall war. Zum glücklichen Kuriren, wenn man nicht sofort das rechte Mittel weiss und wenn dieses nicht sofort die ganze Krankheit hinwegzunehmen vermag, gehört die volle Hingabe des Arztes aus ganzer Seele. Nun aber ist der Arzt äusserst empfindlich, oft krankhaft empfindlich, und er ist namentlich gegen Undankbarkeit und gegen Verletzung seiner ärztlichen Ehre sehr empfindlich. Man kann daher wohl sagen, dass diese Empfindlichkeit das glückliche Kuriren sehr beeinträchtigt, denn mit jeder, diese empfindliche Seite treffenden, Beleidigung wird der Arzt unfähiger, aus vollem Herzen sich dem Kranken hinzugeben. — Wenn der Arzt eine schöne Kur gemacht, ja wenn er auch nur theilweise guten Erfolg erlangt hat, so gilt ihm dies als eine That und er legt Gewicht auf diese That, um so mehr mit Recht, je mehr er diese That in ihrem ganzen Zusammenhange durchschaut. Er denkt an diese That oft genug auf seinen Gängen von einem Kranken zum andren, und es liegt nahe, dass er, fast unwillkürlich, auch daran denkt, wie dieser oder jener Kranke durch die Kur sehr viel erlangt habe und Vieles ihm verdanke. Gesetzt aber, dieser Kranke habe in der Kur einiges Lästige empfunden oder auch nur die Strenge des Arztes etwas sehr gefühlt, und er beachte dieses Unangenehme sehr, den erlangten Nutzen hingegen nehme er gleichgültig auf und diese Gleichgültigkeit oder Geringschätzung verrathe sich auf irgend eine Weise. Welchen Eindruck wird dies auf den Arzt machen? Es wird ihn empfindlich berühren. Immer wird er die Leistung, welche er von den Mitteln in diesem Falle erhielt, hochschätzen. Aber es kann geschehen, dass ihm das Heilungswerk, das er an dem Menschen vollbrachte, ebenso gleichgültig wird, wie der Mensch ihm wahrscheinlich gleichgültig wurde. Wenn jedoch dem Arzte eine vollbrachte Heilungsthat gleich-

gültig wird, so kann es auch möglich sein, dass eine noch zu vollbringende Heilungsthat ihm gleichgültig werde. Von einem Arzte aber, den der schlechte Dank und Lohn der Menschen gleichgültig gemacht haben, ist für die Menschheit bei Weitem weniger Nutzen und Segen noch zu erwarten. — Oder gesetzt, man bekommt einen schwierigen Fall, z. B. ein Gelenkleiden, zu behandeln. Man sieht mit dem ersten Blicke, wie langwierig und schwer die Kur ist, und schnell taucht dem Arzte in der Erinnerung auf, wie es bei andren Fällen ihm erging, wie sehr z. B. die Familie trotz der endlich erfolgten vollen Genesung über die lange Kur sich beklagte oder über die Kosten ungebührlich sich benahm, oder wie die Kranken die im Gelingen begriffne Kur abbrachen, weil es ihnen nicht schnell genug ging, oder wie man Nebensächliches bekrittelte und tadelte und den Arzt damit quälte, und dergleichen. Wird es unverzeihlich sein, wenn der Arzt, dem alle diese Erinnerungen in's Bewusstsein treten, zögernd und träge an's Werk geht, bis er erst einigermaassen sieht, mit welcher Art von Leuten er zu thun hat? Angenommen sogar, dass der Arzt mit aller Wahrscheinlichkeit erkennt, dass er den Fall heilen werde, wird es selbst dann so ganz unverzeihlich sein, wenn er dennoch sich zurückzieht, blos weil ihm die Menschen nicht gefallen und weil er befürchtet, wiederum vieles Unangenehme mit ihnen durchmachen zu müssen und doch keinen Dank und nur schlechten Lohn zu bekommen? Wer richten will, der halte sich nur immer an den speciellen Fall und urtheile nie im Allgemeinen. Es ist auch bekannt genug, dass der Freund den Freund, die Eltern den Sohn warnen, sich in manche Kuren einzulassen, und es muss also die Zurückhaltung des Arztes in solchen Fällen eine gewisse Begründung haben. Auch kann man in solcher Zurückhaltung des Arztes keine Feigheit erkennen, sondern nur den Mangel einer Allem genügenden Fähigkeit. Mein Rath ist übrigens, trotz alledem kühn es zu wagen und mit den Menschen sich einzulassen, sofern man Zeit dazu hat und die Kenntnisse zur Kur besitzt. Angesichts solcher Fälle, die der äussren Verhältnisse wegen dem Arzte die Uebernahme der Kur bedenklich machen, ist es gut, dass es jüngere Aerzte giebt, die Vieles noch nicht erfahren haben und die daher mit Lust und Begeistrung dem Hülferufe unter Aufbietung aller Mittel und Kräfte rücksichtslos noch entgegenstürzen. In dieser Erscheinung begegnen wir übrigens auch einem der Gründe, warum bei älteren Aerzten

— bestrebt, ein solches zu vollbringen. Aus blosser Liebe ohne weiteren Zweck kurirt der Arzt keinen Menschen, oder vielmehr dürfte er jetzt keinen Menschen mehr kuriren. Aus blosser Liebe entschliesst er sich nur, an dem Menschen eine That zu vollbringen. Aber von dem Augenblicke dieses Entschlusses an muss diese That im Vordergrunde stehen, und auf sie muss alle Aufmerksamkeit gerichtet sein. Es kann ja auch dem Kranken die blosse Liebe nichts nützen, sondern nur eine Liebe, die mit Ziel und Plan ein Werk vollbringen will. Nun frage ich, ob es dem Arzte gleichgültig sein kann, jeden Augenblick dies begonnene Werk vom Kranken zertrümmert zu sehen? Wo ist der Maler, der sein Werk auf schlechter Leinwand anlegt, und wo der Bildhauer, der ein Gestein wählt, dessen Gebrechlichkeit jeden Augenblick sein Schöpfungswerk gefährdet? Die Laune des Kranken aber, seine Ungeduld, seine Unzufriedenheit, seine Bosheit, seine Falschheit, sein blinder Eigennutz, sie stehen alle bereit, jeden Augenblick das an dem Kranken begonnene Kunstwerk zu vernichten, und kommen gar noch Mangel an Erziehung, störende Familienverhältnisse, schlechter Haushalt, Intriguen, Klatschereien, der Brodneid andrer Aerzte hinzu, so mag der Arzt wohl wachen, und er muss mit Recht fürchten und zittern, dass plötzlich seine Arbeit in Stücke zerfallen könnte. Wochenlang hat man eine Lungen-, eine Augen-, eine Gelenkentzündung behandelt, da bricht, bald plötzlich, bald allmählich vorbereitet, der Unwille aus, und es ist doch wahrhaftig dies ganz dasselbe, als wenn man einem Künstler das angelegte, das schon bedeutend vorgeschrittne, das schon fast vollendete Kunstwerk in seiner Hand zertrümmert! Wer mit Sorge und Fleiss Etwas macht, der muss darüber wachen, dass es auch gelingt, — und hier also liegt der richtige Grund, warum der Arzt gegen Undank und gegen Verletzung seiner ärztlichen Ehre am Krankenbette sehr empfindlich ist und stets irgend sehr empfindlich sein und bleiben muss! Es ist die Sorge um sein Werk, welche die leiseste Beeinträchtigung desselben ihn schon merken und die Verunglimpfung, die selbst noch in weiter Ferne steht, ihn bereits empfinden lässt.

Es kann freilich die Empfindlichkeit des Arztes, besonders unter dem Einflusse von Einbildung, Stolz und Eitelkeit, wahrhaft krankhaft ausarten, und dies schadet ihm und macht ihn namentlich lächerlich. Nur die gerechte Empfindlichkeit achtet das Volk, selbst noch in dem Unrechte, das es begeht. — Fortgesetztes therapeutisches

Studium ist das einzige Mittel, die Empfindlichkeit in ihren richtigen Grenzen zu erhalten.

Vom Standpunkte dieser Empfindlichkeit aus muss das Volk den Arzt beurtheilen, und es thut dies auch im Allgemeinen, so wie es ihn von der Seite dieser Empfindlichkeit, die so leicht zur Eitelkeit hinüber streift, sehr gut auszubeuten, zu überlisten und zu betrügen versteht.

Das ist oft eine Herrlichkeit, so lange die Kur im Gange ist! Die charmantesten Menschen und der liebenswürdigste — Tropf von — Doctor! Man preist sich glücklich, gegenseitig sich gefunden zu haben, und schier bis zum Umarmen ist man sich zugethan. Nun aber ist die Kur bald vollendet, und bereits kann man die eingetretne Verändrung deutlich merken. Endlich ist der Kranke genesen, und man sieht sich immer seltner und das Wiedersehen ist bis auf die Kinder herab immer kälter. Monate vergehen. Die Rechnung wird eingereicht, — und jede Partei denkt daran, dass es noch andre Aerzte giebt. Wieder vergehen Monate. Der ehmalige Kranke, dessen Liebe so sehr überströmte, der jedoch den Arzt bloss so meisterhaft auszunutzen verstand, weicht beim Begegnen aus. Inzwischen trifft eine neue Krankheit ein. Mit einem andren Arzte spielt jetzt dieselbe Komödie auf. Man mahnt. Man klagt. Jetzt regnet es böse Reden. Und mit Mühe erhält man endlich sein Honorar, oder man verliert den Process, oder die Familie fallirt inzwischen. Und trifft diese Schilderung nicht immer ganz ein, die Bruchstücke derselben sind wenigstens häufig und oft auch massiv genug. Ja, gäbe es nicht immer andre Aerzte, die auf jede Gefahr hin gierig Beschäftigung suchen! Des Arztes ärgster Feind ist immer sein College. Und was sagt der Arzt dazu, wenn er solchen Gang der Dinge auch nur einmal erfahren hat? Muss er nicht in seinem Innersten sagen: thut, Menschen, eure Schuldigkeit im Bezahlen, aber euren Schwindel von sogenannter Dankbarkeit, Erkenntlichkeit, Freundlichkeit, Artigkeit, Liebenswürdigkeit und Anhänglichkeit behaltet für Euch? Indess er lebt gar zu sehr von dem Geschäfte der sogenannten Dankbarkeit, weil es ihm mindestens neue Kunden zuführt, und immer wieder geht er daher in das Netz der Dankbarkeit, bis er mit der ganzen Welt in seinem Bereiche verwickelt ist und dabei sich im praktischen Treiben abgehetzt und durch Versäumung seiner Studien, durch Vernachlässigung seiner eignen Fortbildung sich dümmer ge-

macht hat. Bei dem jetzigen Geschäftsbetriebe klebt dem Arzte allzuviel Gewerbliches an, und dies macht ihn dem Publikum gegenüber feige, dem Collegen gegenüber ungerecht und dem einzelnen Menschen gegenüber beschränkt. Er hält den arrogantesten, frechsten und undankbarsten Menschen, der sein Kranker wird, für einen Engel, bis er das Gegentheil erfahren hat, und in der Verzagtheit ist es ihm zuweilen so, als wenn jeder Kranke der letzte sei, der zu ihm komme.

Es ist übel beschaffen mit dem ärztlichen Geschäfte. Nach den Wenigen, die glänzend gestellt sind, muss man nicht urtheilen, und auch diese kämpfen, und sie altern oft entsetzlich im Kampfe.

Bei der Empfindlichkeit, die in keinem Arzte gering ist, ist die Undankbarkeit das Bitterste für die Aerzte. Und in der That, die Undankbarkeit stumpft nach und nach die edelsten Gefühle im Arzte ab, und sie schadet ihm oft viel mehr, als die Dankbarkeit der Kranken je ihm nützen konnte. Sie macht das Gemüth des Arztes alt und kalt, sie macht ihn gleichgültig, verbissen und unwillig, sie raubt ihm Lust und Eifer, sie vergräbt und begräbt sein Talent zu helfen, sie veranlasst ihn, im Sinnenrausche Entschädigung zu suchen, sie raubt ihm oft mehr Praxis, als die Dankbarkeit ihm einbringen kann, und sie kann ihn in seiner Laufbahn stürzen, wenn er schwach genug ist, sich von den Eindrücken allzusehr ergreifen zu lassen. Wohl trifft es sich nun wieder, dass Niemand Arzt wird, der nicht eine gewisse Portion Leichtsinn hat, und an diesem Leichtsinn prallt Vieles ab, mit dessen Hülfe gleicht sich Vieles wieder aus. Indess ist und bleibt es doch nur die Wissenschaft, die in den schwierigen Lagen des Arztes die einzige Retterin ist, und wer zu ihr seine Zuflucht nicht zu nehmen vermag, der trägt in dem Getriebe der Welt von den nachtheiligen Wirkungen der Undankbarkeit, wie der Dankbarkeit einen bleibenden Schaden davon.

Und gestehen muss ich also, dass es am besten wäre, wenn aus dem ärztlichen Geschäfte das Wort „Dankbarkeit“ gestrichen würde, wenn an dessen Stelle die pflichtschuldige prompte Bezahlung träte, und wenn mit dieser Bezahlung sofort alle Banden zwischen dem Arzte und dem Kranken wieder gelöst wären. In den Augen eines gereiften Arztes muss dies als das Richtigste, was man irgend wünschen kann, erscheinen. Man verzichtet auf die Dankbarkeit, weil die Undankbarkeit zu bitter empfunden wird und weil aller

Dank, der nicht als baare Bezahlung sich ausspricht, vielfach endlich auf Schwindel, Betrug und Ungerechtigkeit hinaus läuft.

Einen noch grössren Nachtheil als dem Arzte bringt die Undankbarkeit dem Kranken selbst und dem gesammten Publikum. Wer da freilich zweifelt, dass die Heilkunde Etwas zu leisten vermöge, der wird von der Undankbarkeit keinen Nachtheil für das Volk auffinden können, und einstmals, als es mit der Heilkunde und mit den Aerzten noch schlecht aussah, wie z. B. zur Zeit Ludwig's XIV. und auch noch viel später, da konnte von den Nachtheilen der Undankbarkeit für das Volk nicht sehr die Rede sein; indess zu allen Zeiten ist doch von der Heilkunde und von den Aerzten irgendwie etwas Gutes für das Volk abgefallen. Jetzt aber steht die Heilkunde so, dass sie wirklich dem Einzelnen und dem gesammten Volke schon viel zu leisten vermag und dass man vollen Grund hat, von den Nachtheilen zu reden, welche die gegen den Arzt und gegen den ärztlichen Stand geübte Undankbarkeit im Gefolge hat. Und diese Nachtheile bestehen darin, dass die Leiden des Volks weniger Beachtung finden, dass die Hülfsleistung träger ist, dass die Krankheiten weniger kunstgemäss und richtig geheilt werden und dass Vieles ungeheilt bleibt. Dem Arzte wird sein Beruf verleidet, und dem Volke werden seine Leiden nicht vermindert. Ein befähigter Arzt weiss sich immer zu beschäftigen. Sieht er, dass der Verkehr mit Kranken nicht lohnt, ihn gar verstimmt oder betrübt, so wendet er seine Thätigkeit andren Gebieten zu, und thäte er auch nichts Anderes, als dass er Witterungsbeobachtungen anstellt. Das Volk aber will Hülfe oder es will doch wenigstens gegen seine Leiden Etwas gebrauchen. Die bessren Aerzte jedoch halten sich zurückgezogen, und das Volk muss daher die minder Befähigten aufsuchen; einen minder Befähigten muss es zu dem Hauptarzte machen, zu welchem es vorzugsweise mit seinen Leiden eilt, und es muss wohl gar sich dem Quacksalber zuwenden. Die Beispiele hierzu finden sich in jeder Stadt. In jeder Stadt ist gewöhnlich ein Arzt, der für den vorzüglichsten gilt und den die Vornehmeren und Reicheren bevorzugen, und ferner ein Arzt, der bei dem grossen Volke in besondrer Gunst steht. Nun fragt es sich, wer der ist, der sich dazu hergegeben hat, der Liebling des Volks zu sein, und wer unter den Aerzten derselben Stadt mochte sich nicht hierzu hergeben und hatte sogar eine innere Abneigung dagegen? Einstmals wohnte in dieser Stadt ein

Arzt, zu dem das geringe Volk aus der Stadt und aus der Umgegend lief. Er konnte in der Bevölkerung nicht höher steigen, denn er war gleichsam geächtet deshalb, weil vorzugsweise das geringe Volk seine Zuflucht zu ihm nahm, und obgleich er Einiges erwarb, so zog er doch von dannen, da er es satt hatte. Nun wollte sich kein andrer Arzt finden, der in das Getriebe dieser Bevölkerungsschicht passte. Endlich fand sich ein Barbier, der es zum Doctor gebracht hatte, und er bekam eine ausgedehnte Praxis. Aber hier starb man und dort starb man, hier verkrüppelte und dort verkrüppelte man, und immer hiess es, dass bösartige Epidemieen herrschen, dass die Krankheiten einen bösartigen Charakter annehmen. Wer es jedoch zu beurtheilen verstand, der wusste, woran die Schuld lag. Nur das Volk merkte es nicht. Es wechselt zum grossen Theile alle Vierteljahre seine Quartiere, mit seinen Sorgen hat es ohnehin genug zu thun, und fremd bleibt es an seinem Wohnorte. — Mit dem Arzte, der der Liebling der Reichen und Vornehmen geworden ist, hat es eine andre Bewandtniss. Von ihm kann man zu allernächst nur sagen, dass er es verstand, die Gunst der besseren Klassen zu gewinnen und zu erhalten; um mehr zu sagen, muss man in die Leistungen eindringen, doch oft genug geht es hier, wie dort. Wer es verdient, bekommt es nicht; wer sich aber heranzudrängen weiss, der hat den Vortheil, und überdies hat Jedermann es gern, dass man sich zu ihm herandrängt. So lange es keine Sterberegister giebt, aus denen die Ursache und die etwaige Unvermeidlichkeit des Todes klar ersichtlich sind, bleibt das ärztliche Geschäft mit einem tiefen Schleier bedeckt, und sein Nutzen für die Wissenschaft und für die Gesundheitsverbesserung der Menschheit ist sehr gering. Immer aber muss ich es wiederholen, dass dem Volke allzu wenig daran gelegen ist, gut und gründlich geheilt zu werden. Es ist dies wahr trotz aller Reden, die das Volk im Munde führt. Es gehört viel Kenntniss, viel Sinn für Lebensverschönerung und viel Wohlstand dazu, um für das Leben und für die Schäden des Körpers eine grosse und richtige Sorge zu tragen. Die Hauptsache hierbei aber ist, dass endlich doch jeder Mensch das Geschäft des Heilens nach Möglichkeit für sich selbst in die Hand nehmen muss, und dazu bedarf es auch der — Moral; das ewige Ausflicken des Körpers durch den Arzt ist auch ein Uebel. Die Stufe des gesammten Volks in gesundheitlicher und medicinischer Hinsicht bezeichne ich am besten durch folgenden Ausspruch: nehmt

die besten Aerzte eines Ortes hinweg, und es geht auch, d. h. das Volk drückt sich und fügt sich in das, was kommt; nehmt alle Fortschritte der Heilkunde hinweg, so dass die Heilkunst noch gerade so dasteht, wie vor 200 Jahren, und es geht auch, d. h. das Volk drückt sich und fügt sich in seine Leiden, zufrieden damit, dass es etwas dabei gebrauchen kann. Es merkt den Unterschied noch nicht einmal. So sehr wenig ist die Kenntniss von der Heilkunde in das Volk gedrungen; so sehr wenig weiss die Menschheit, was in diesem Gebiete bereits zu leisten ist! Es wissen dies ja selbst vielfach die Aerzte nicht. Und ist das Volk auch selbst schuld daran, dass sich seine besseren Aerzte, dass sich seine Aerzte überhaupt, dass sich seine studirten Aerzte zurückziehen und es vernachlässigen, so fällt auf die Aerzte endlich doch die Schuld, dass sie das Volk *in seinen Begriffen von Kur und Krankheit* verwildern lassen und dass das Volk die Pfuscherei begünstigt. Es will das Volk geleitet sein, und es ist die Pflicht der Aerzte, solche Einrichtungen zu treffen, dass das Volk in der Beseitigung seiner Leiden keine Thorheiten begeht. Solche Einrichtungen lassen sich sehr gut treffen; bis jetzt ist aber kein Anfang dazu gemacht.

Die Heilkunde kann bereits sehr viel leisten, wenn es nur darnach eingerichtet würde. Bis jetzt aber muss man sich noch mit dem Dank und Undank der Menschen in diesem Geschäfte herumschlagen und daran eine schöne Zeit verlieren. Es kann nur eine kindliche Unerfahrenheit es rühmen, wie *schön* es sei, „an den Menschen soviel Gutes zu thun, den Menschen so sehr nützlich zu sein und soviele Gemüther sich dankbar verpflichtet zu wissen.“ Jedes Wort in dieser beliebten Aeussrung ist falsch oder doch übertrieben. So sieht es sich wohl von aussen an, wenn man einen wohlhabend gewordnen und geachteten Arzt daher schreiten sieht und in dem Nimbus, den man aus Unkenntniss ihm anhängt, ihn von einer niedrigen Stufe aus anstaunt. Von innen heraus gewinnt die Sache eine andre Gestalt, — eine Gestalt, die man auch wohl gern nicht entschleiert. Es muss sich ja jeder einzelne Arzt auch fragen, ob er den Menschen Gutes thut, ob er ihnen je Gutes gethan und wieviel Verderben und Unglück etwa er ihnen auch gebracht hat. Mit dem Herumlaufen und Erscheinen beim Kranken und mit allem Gerede am Krankenbette ist *noch nichts Gutes von wahrem Werthe* vollbracht. Gewiss kann man als Arzt Gutes thun; nur gehört gar viel dazu, und ausser

einer zweckmässigen Einrichtung des Geschäftsbetriebes gehört dazu ein fortgesetztes fleissiges Studium, das aber grade durch die übliche Praxis furchtbar gestört und zerrissen wird. Und was die vielen dankbaren Gemüther betrifft, die man gewinne, ach! so hat Jeder seine grosse Last zu sehr mit sich selbst, um an den Arzt denken zu können, zumal wenn eine grosse Concurrenz der Aerzte und zahlreiche Heilanstalten dem Volke eine reiche Auswahl gestatten und ihm auch die günstigste Gelegenheit geben, nach Lust und Belieben, nach Laune und nach selbstsüchtiger Berechnung den einen Arzt zu verlassen, um zur Abwechslung einen andren zu vexiren. Wenn der Arzt es geflissentlich darauf anlegen wollte, der leidenden Menschheit sich ganz hinzugeben, ihr ein Wohlthäter zu sein, ihre Dankbarkeit zu gewinnen und nur mit dieser Dankbarkeit sich zu begnügen, — er brächte es nicht einmal fertig, zumal nicht in einer grossen Stadt. Es gehören ganz besonders günstige und nur selten sich zusammen findende Verhältnisse dazu, um nur einigermaassen in solcher Weise die Praxis zu üben, mit Verstand zu üben. Und wenn auch Alles in dieser Weise gut zu gehen scheinen sollte, wo bleibt das Studium und was wird endlich aus dem Arzte selbst? Studirt aber der Arzt dabei, wie es sich geziemt, und hat er das wissenschaftliche Ergebniss im Auge, wie es sein muss, so leidet seine sogenannte Hingebung für die gesammte Menschheit irgend sehr wieder Abbruch. Es geht im ärztlichen Berufe nicht mehr, ein blosser Wohlthäter oder gar ein Wunderthäter zu sein; es gilt Beides jetzt als Täuschung, Schein und Betrug. Man kann ein tüchtiger Arbeiter auf dem Schlachtfelde, in Epidemieen und in dem gewöhnlichen Gange des Lebens sein, aber der Arbeiter ist noch nicht Arzt. Und es ist übel, dass der Arzt auch da, wo es nicht nöthig ist, sich zum Arbeiter hergiebt. Aber als solcher gewinnt er für seine Leistung mehr Geltung, und das Volk urtheilt nur nach dem Aeussren. Alles, was der Arzt am Krankenbette thut, ist meistens überflüssiger Ballast, sofern er nicht das rechte Mittel hat oder dabei herausbringt. Und eben das rechte Mittel gegen die Krankheit ist auch das rechte und das beste Mittel gegen Dank und Dankbegehren.

VI.

Die Unzweckmässigkeit des Danks im ärztlichen Verhältnisse.

Es ist ein Uebelstand, auf die Dankbarkeit der Menschen angewiesen zu sein, es ist ein böses Verhängniss, als Arzt den Dank der Menschen beanspruchen und sogar begehren zu müssen, und es ist eine Folter, gegen Undank empfindlich zu sein und im Laufe des Lebens vielleicht sogar noch immer empfindlicher zu werden. Das Uebelste aber von Allem in diesem Verhältnisse ist, dass derjenige, der nun einmal auf den Dank angewiesen ist, die Verbindlichkeit der Menschen erhöhen, ihre Dankverpflichtung auch steigern kann. Denn überall in der Welt steht der Dank der Menschen im Verhältniss zur Freundlichkeit des Gebers, auch im Verhältnisse zur Lage und Stellung und zu den Erwartungen des Gebers, — und um das Uebel der Dankbarkeit gegen den Arzt wohl zu verstehen, muss man auch diesen Punct erwägen und denselben mehr berücksichtigen, als ich hier erörtern mag. Die Freundlichkeit dessen, der uns eine Wohlthat erweist oder eine Hülfe leistet, kann in der That auch ein Druckmittel sein, um Dank herauszupressen oder gar in erhöhtem Maasse zu bekommen. Und wenn Jemand auf den Dank seiner Mitmenschen angewiesen ist, so liegt nothwendig die Gefahr nahe, dass er dieses Druckmittel und noch manches andre Druckmittel auch gebrauchen könnte. Wer es geschickt thut, der hat den Vortheil davon, und je geschickter er es zu thun weiss, um so mehr Respect bekommen die Menschen sogar noch vor ihm. Da giebt es eine Zuvorkommenheit, eine Artigkeit, eine Liebenswürdigkeit, ein bezauberndes Grüssen und ein fesselndes Erhalten der Bekanntschaft; man versteht es, sich unentbehrlich zu machen, man weiss sich Gewicht zu geben, und man weiss sich so in erhabner Würde und in liebreizender Grazie darzustellen, dass der Tropf, der seinen Dank abtragen soll, es schier als eine Gnade ansehen muss, dass man sich bis zu ihm herabliess. Es giebt Menschen, die Andere so äusserst liebevoll umstricken können, dass der Gefesselte, wie es sich auch gestalten und wie er sich auch winden möge, nie wieder frei wird, und wer als Arzt diese Kunst versteht, der bleibt gewiss als Arzt in der Familie, in welcher er einmal Zutritt bekommen hat; kein

Unglücksfall wird ihn verdrängen, kein hinzugezogner andrer Arzt wird ihn aus dem Sattel heben. Und ferner, wer als Arzt die Kunst versteht, der schlägt bis tausend Procent mehr heraus, als ein Andrer, der von solchem Verfahren keine Ahnung hat. Dennoch liegt dem ganzen Benehmen nur die List, die Bevortheilung, die Unehrlichkeit zum Grunde. Jede gewinnende Freundlichkeit beruht auf Absicht, und diese Absicht bezweckt mindestens Täuschung. Wenn nun ein Arzt in Folge seiner Kunst des Umgangs grössre Honorare erwirkt und mehr Vermögen aufspeichert, so mag ich dagegen gar nicht einmal reden. Solch ein Arzt bekommt aber auch eine grössre Praxis, er bekommt sie in einflussreicheren Familien, er erlangt Titel und Würden, er gilt als gefeiert weit und breit, und doch verdankt er dies Alles nicht oder doch wenigstens zunächst nie seinen Kenntnissen, sondern nur seiner Kunst des Umganges. Das Schlimmste aber ist nun, dass solch ein Arzt genöthigt ist, sein Kurverfahren für richtig zu halten, jedes andre, richtigere und wissenschaftlichere Verfahren dagegen zu verurtheilen, und dass sein Urtheil auch weit und breit maassgebend wird. Ich muss jedoch diesen Gegenstand abbrechen, damit mich der gerechte Unwille nicht zu sehr fortreisse. Allerdings trägt das Volk mit seiner Dummheit die erste und grösste Schuld, dass eine solche Ueberlistung möglich ist, und sehr heilsam wäre es, das Volk über die Schliche und Kniffe aufzuklären, welche die Menschen gegen einander gebrauchen, in unsrem Gebiete, wie in allen anderen Verhälthältnissen, und in diesen oft sogar noch mehr. Wäre der Arzt nicht auf die Dankbarkeit der Menschen angewiesen, Vieles würde anders und besser sein. Der Arzt würde auch nicht in Gesellschaften gehen, bloss um mit Diesem oder Jenem zu plaudern, viele Verhältnisse würden nicht angeknüpft und viele Bekanntschaften nicht gemacht oder doch nicht unterhalten; namentlich aber würde die Wissenschaft mehr gewinnen und das Kurverfahren würde richtiger und ehrlicher werden. Es gehört dies zwar in andre Rubriken, unter denen das Geschäft des Arztes zu betrachten ist, aber es gehört auch hierher; denn Speculationen auf die dankbaren Gesinnungen der Menschen, Druckmittel auf ihre Dankbarkeit können unter dem mannichfaltigsten Benehmen verborgen sein. Uebel ist es auch, dass das Volk von der Leistung des Arztes, die es eigentlich verdanken soll, gar keinen Begriff hat; es weiss nicht einmal, ob oder wie sehr

es die etwaige Genesung dem Arzte auch wirklich zuzuschreiben hat, und bei seinem Danke muss es demnach Nebensächliches berücksichtigen, wie den Gang, die Mühe, die Sorgfalt, die Theilnahme und die Freundlichkeit. Noch übler aber ist es, dass das Volk in seinem Danke häufig genug den rechten Mann verfehlt, dem der Dank gebührt. Gar nicht selten nämlich wird ein Arzt am Krankenbette entlassen und man nimmt einen andren Arzt, oder es wird ein zweiter Arzt hinzugezogen. Bald darauf aber bessert sich die Krankheit. Nun wird der zweite Arzt oder der hinzugezogene Arzt mit Dank überschüttet, und doch hatten die Letztren vielleicht gar nichts zur Entscheidung der Krankheit beigetragen, sondern diese war ganz das Werk des ersten Arztes. Dieser hatte die richtigen Mittel angewandt, die Krankheit war bereits in eine günstige Wendung getreten, eine genaue Untersuchung stellte dies schon fest, und auch das Allgemeinbefinden des Kranken sprach schon dafür oder wenigstens liess eine nicht mehr zunehmende Verschlimmrung dies bereits vermuthen. Ein geduldiges Abwarten von 1—2 Tagen hätte die Ehre des Arztes gerettet. Indess die Ungeduld bricht aus. Der Arzt verliert in Folge dessen die Anerkennung seiner Leistung, und er verliert an ärztlicher Ehre und an Ruf; ja er mag mit diesem Verluste sich begnügen und froh sein, dass ihm nicht die gröbsten Beleidigungen und Verunglimpfungen noch nachfolgen. Die Entziehung oder wenigstens die Schmälerung des Honorars und der Verlust der Familie aus seiner Kundschaft sind dabei häufig noch unausbleibliche Zuthaten. Und während der erste Arzt, der den Grund zur Heilung gelegt oder diese bereits ganz eingeleitet hatte, mit Hohn und Verachtung und mit unberechenbarer Beeinträchtigung fortgeschickt wird, erfährt sein Nachfolger alle Gunst der Familie und er geniesst den vollen Dank von dem, was sein Vorgänger gesäet hatte. Denn immer sind die Menschen, wenn sie den Einen sehr chicanirt haben, gegen den Andren, der ihm nachfolgt, um so freundlicher. Nun wird der Leser zu wissen begierig sein, ob der nachfolgende Arzt oder der zur Consultation hinzugezogne Arzt das Alles annimmt, was sein Vorgänger oder der bisherige Arzt verdient hatte? Jedenfalls. In allen Fällen nimmt er wenigstens eine grosse Portion von dem fremden Lobe und Lohne hinweg oder sie fällt ihm doch zu, — und drum sträuben sich die Aerzte auch so sehr gegen die Consultationen. Es ist aber wahr, dass es ehrliche Aerzte giebt, die da offen sagen, dass die Behandlung eine

richtige gewesen sei und dem Kranken bereits nachweisbar genützt habe. Dagegen ist es auch wahrhaftig wahr, dass es durchtriebne, schlaue, falsche, unehrliche, eigennützige und gewissenlose Aerzte giebt, die ihren Vorgänger mit Füssen treten, die ihn in jeder Beziehung herabsetzen, die seine Leistung gar nicht anerkennen, die den ganzen schon errungnen Vortheil für sich in Anspruch nehmen und die Ungemach und Verfolgung noch obendrein über ihn verhängen helfen; je schlauer sie dies beginnen, um so mehr fruchtet es bekanntlich. Wehe dem Arzte, der mit einem gegen ihn feindlich gesinnten und dabei irgend in einer bevorzugten Stellung stehenden Collegen am Krankenbette zusammentreffen muss oder einen solchen zum Nachfolger hat!

Wer die hier geschilderte Ungerechtigkeit je einmal empfunden hat, den versöhnt aller Dank der Menschen, den selbst eine lange Zukunft noch bringt, nicht ganz wieder. An jeden Dank, den ihm die Menschen bringen, haftet sich die Erinnerung des erlittnen Undanks an, und kein Dank erfreut ihn mehr so, wie es einstmals der Fall gewesen. Ich bemitleide den Arzt, dem das Missgeschick die geschilderte Ungerechtigkeit zugeführt hat, und doch muss ich ihm dazu Glück wünschen, dass ihm die Gelegenheit gegeben wurde, die Kranken und seine Collegen auch in ihrer Gehässigkeit kennen zu lernen. Denn gleichfalls das Widerwärtige, das in einem Berufe existirt, muss man kennen lernen, sonst bleibt man ein Fremdling in demselben, ein Fremdling also als Arzt in dem Betriebe des ärztlichen Berufes. Lerne, Arzt, den Undank, die Härte, die Unerbittlichkeit, die Rücksichtslosigkeit, die Ungerechtigkeit, den Zorn, den Unwillen, die Falschheit, die Bosheit und — die Urtheilslosigkeit der Kranken kennen, und dann sage, ob es dir nach dem Danke der Menschen noch gelüstet! Angewiesensein auf die Dankbarkeit der Menschen, — welche abhängige und unterthänige Stellung! Lungern nach der Dankbarkeit der Menschen und nach ihren verschiedenartigen Dankbezeugungen, welche Bettelei!

Frage einen Geistlichen, ob der Kranke seinem Arzte dankbar sein solle, so wird in seiner Unschuld dieser Mann dir davon geläufig reden, wie schön und nothwendig es sei, dass der Kranke dankbare Gesinnungen gegen den Arzt habe und sie bethätige. Lass dich aber hierdurch nicht beirren. Ich sage die Wahrheit, genommen aus dem Leben. An dem Dank der Menschen klebt im ärztlichen

Stande Böses und Ungerechtes! Entbinde die Menschen von ihrem Danke; aber, so lange es keine feste Besoldung giebt, lass für die geleistete Mühe dich bezahlen. Die Bezahlung sei die Lösung! Und deines Charakters wegen, deiner Collegen wegen, der Wissenschaft wegen und der unmündigen Menschheit selbst wegen nichts weiter! Weise das Volk ab mit seinen Freundlichkeiten, mit seinen Artigkeiten, mit seinen Schmeicheleien, mit seinen Lobpreisungen, mit seinen Empfehlungen, mit seinen Werbungen, und sei unempfänglich für Alles, womit dich der Unverstand zu verblenden, eitel, stolz, ungerecht zu machen, zu Umtrieben zu verleiten und in sie zu verwickeln sucht. Wenn der Beamte des Staates schon gegen die Verbindlichkeit und Dankbarkeit der Menschen sich so ängstlich wahrt und wehrt, um wieviel mehr soll es der Arzt thun, von welchem noch viel mehr abhängt! Der Arzt ist eine öffentliche Person, die sich nicht von einzelnen Menschen in Beschlag, in Schutz, an's Gängelband nehmen lassen darf und die den Markt des Lebens nicht mit ungerechten Mitteln an sich reissen soll.

So jedoch, wie ich hier sage, denkt nicht jeder Arzt, und höchstens denkt er so in einzelnen Fällen, so lange ihn dieselben sehr bewegen. Und bei der noch üblichen Weise des Handwerks hat auch jeder Arzt für seine Praxis Schaden, der in solcher Weise, wie ich hier sage, handeln würde, und auch jeder Kranke hat Schaden, der diese Maxime befolgen wollte, es sei denn, dass er gut bezahlt und dass dies offenkundig ist. So erbärmlich ist das Geschäft, dass der Kranke den Arzt unter den Lockungen der sogenannten Dankbarkeit anzieht, und dass der Arzt diese Art Dankbarkeit noch obendrein verlangt und sie auszubeuten sucht. Der Kranke speculirt dabei auf die möglichste Ausgleichung der Bezahlung durch andre Dienste, und der Arzt speculirt auf die Erhaltung und Vermehrung der Kundschaft; er speculirt auf das Beschäftigtsein, auf solches Beschäftigtsein, dass er es schier nicht mehr bewältigen kann, und auf das Ruchbarwerden dessen, dass er so sehr gesucht, so sehr in Anspruch genommen ist. Diese eitle Ehre steht in seinen Augen in gewisser Beziehung sogar noch etwas höher als die Einnahme, zumal sie ein wichtiges Mittel für letztre ist.

Und dieser Ehre wegen ruinirt er gern seinen Körper und vernachlässigt er gern seine Studien und die Gründlichkeit seiner Handlungen. Das ist wahrhaftig ein krankhafter Zustand! Man sollte fast

glauben, dass man mit solchem leidenschaftlichen Betreiben der Praxis andre leidenschaftliche Bestrebungen zu dämpfen und zu unterdrücken suche. Und je grösser der Ehrgeiz und je weniger sich andre Gelegenheiten zu dessen Befriedigung darbieten, um so kühner auch stürzt sich der Arzt in das praktische Treiben. Er macht sich selbst zum Gesuchten, damit hintendrein es scheinen soll, als hätten die Menschen ihn erkannt, gewürdigt und aufgesucht. Wenn ein solcher Arzt das leisten könnte, was er durch den Schein, den er, bald mehr bald weniger schlau, von sich ausgehen lässt, zu leisten verspricht, so möchte er immerhin sich als den gesuchten Hülfebringer feiern lassen; doch Keiner entspricht diesem Schein, und Jeder dieser Gefeierten weiss nur allzugut, wie sehr er das Volk blendet und verblendet. Indess, ich wiederhole es, wie es jetzt steht, muss der Arzt leider sich in die Verwicklungen der Menschen hineinziehen lassen, — also ihr Getriebe mitmachen. Er ist in diese traurige Nothwendigkeit versetzt, wenn er als Arzt auf einer gewissen Höhe der Kundschaft stehen will, und er ist hierzu sogar dann genöthigt, wenn seine Leistungen auch noch so gut sind. Denn das Volk wählt den Arzt durchaus nicht nach seinen Leistungen. Je grösser die Concurrenz, je ausgebreiteter die Pfuscherei, je gieriger die Lust des Volks, für seine steigenden Geldmittel und dabei zum Zeitvertreib und aus Mode an seinem Körper flicken und lappen zu lassen, und je unaufgeklärter das Volk dabei ist, um so beklagenswerther ist der Arzt daran, und es muss der Beste selbst sein ganzes Dichten und Trachten angestrengt darauf richten, wenn er auf einer gewissen Höhe des Rufes bleiben und nicht an jeden Neuling und Emporkömmling seine Praxis wieder verlieren will. Es ekelt den verständigen Arzt das Treiben in seinem Berufe an, aber mitmachen muss er. Was ich sage, das gilt von jedem Arzte. Aber es giebt sanfte, biedere und ehrliche Naturen, bei denen in einzelnen Beziehungen manche Ausnahmen stattfinden. — Ich rede gegen das Dankbarkeitsverhältniss im ärztlichen Stande, aber ich rede auch gegen die ganze herrschende Ausübungsweise des ärztlichen Geschäftes. Zu dem Uebel der Dankbarkeit und der Undankbarkeit kommen auch noch die Intriguen, kommt der Unverstand der Menschen in der Wahl des Arztes, kommt der entsetzliche Brodneid, und es kommt hinzu der Streit über das Kurverfahren. Ob sich noch in einem andren Berufe soviel Unglückseliges zusammendrängt?

Der Undank der Menschen hat im ärztlichen Berufe seine üblen Folgen, aber der Dank der Menschen und ihre angebliche Verpflichtung zur Dankbarkeit oft führen in der That fast noch grössre Uebelstände mit sich.

Es kann auch die sogenannte Dankbarkeit dem Kranken selbst theuer genug zu stehen kommen. Unter den Aerzten seines Bezirks hat man z. B. sich gerade einem gewissen Arzte angeschlossen. Aus Dankbarkeit fühlt man sich zu demselben hingezogen, denn er hatte ja in einem neulichen Leiden sich bewährt und man war sehr zufrieden mit ihm. Man wählt ihn abermals, und „es ist schön, dass der Kranke dankbar ist“. Indess kennt denn der Kranke diesen Arzt, kennt er sein Kurverfahren, und hat er sich je so viel um die Heilkunde bemüht, um über Kuren urtheilen zu können? Jedoch man ist gegenseitig sehr bekannt geworden, man vermag es nicht zu wechseln, und man versteht es auch nicht. Eine Badereise, das ist der Schluss der ärztlichen Berathung. Weit fort! Sechs bis acht Wochen lang! Ein empfindlicher Riss zwar in die Kasse. Aber man fügt sich, man redet sich die Unvermeidlichkeit ein, und hätte auch ein andrer Arzt mit einigen Tropfen Dasselbe und sogar noch etwas mehr fertig gebracht, das Verhältniss zum Arzte bindet und die Eitelkeit treibt obendrein. Oder man wählt abermals seinen früheren Arzt, mit dem man so manches Jahr schon treu zusammenhing und dem man ja „so sehr verpflichtet ist“, wie der Ausdruck zu lauten pflegt. Die Krankheit steigt, der Zustand wird ernst, er wird bedenklich, er wird gefährlich, und siehe, welche zarten Rücksichten gegen den Arzt, der Kranke aber muss — aus lauter Dankbarkeit der Familie gegen den Arzt — sterben. Und immer wieder ist man dem Arzte so sehr verbunden, so tief verpflichtet! Wahrhaftig, ich begreife es nur, wenn ich es mir aus der bornirtesten Thorheit erklären darf. Aus lauter Dankbarkeit geräth der Kranke in den Kuren in Schulden, ruinirt er sein Geschäft, verkrüppelt er, verdirbt er und stirbt er noch obendrein. „Vierzig Jahre“, so sagte sie wörtlich, „ist er nun unser Hausarzt, er hat mir nie etwas Erhebliches gegeben, ich war nie ernstlich krank, ich reiste alle Jahre in die Bäder, ich glaube, dass meine Leber etwas leidet, ich habe es meinem Doctor geklagt, er hat mir Jod gegeben, ich habe es acht Wochen lang gebraucht, meine Beine wurden geschwollen, ich glaube, dass es vom Jod herrührte, ich theilte diese Vermuthung meinem Doctor mit, er sagte „ja“ dazu und

lachte, nachher hat er mir es ausreden wollen; jetzt gebrauche ich Krankenheil". Und wer ist jetzt der Arzt? „Oh noch immer derselbe; er ist immer so treu und so gut gewesen: wir könnten uns zu keinem andren entschliessen." — Der Glückliche, der solche Anhänglichkeit in den höchsten Familien geniesst! Zwar hängen die Familien sehr in einander und der Arzt macht oft den Zwischenträger und erhält die eine Familie bei der andern in dem nöthigen Credit und Ansehen, ohne dass er es selbst merkt. Indess es betrübt sehr, das Volk und sogar die höheren Stände allzu unmündig zu finden. Glaubt das Volk, Verpflichtungen gegen den Arzt zu haben, so hat es doch in noch höherem Grade Verpflichtungen gegen die Heilkunde selbst! Ich gönne dem Arzte das Glück; aber weil er das Glück hat, so brüstet er sich mit seinem Kurverfahren und streitet und tobt und wüthet gegen jede Verbesserung desselben, — vielleicht bloss aus Trägheit und Eigennutz. Uebrigens legt man einen Werth darauf, mit einem geachteten Manne in anhaltendem Verkehr zu stehen, und wenn es auch nicht wahr ist, so redet man es sich ein oder bewahrt doch den Schein. Es würde auch die Anhänglichkeit an den getreuen Hausarzt noch unbegreiflicher sein, wenn sie so wahr wäre, wie sie oft ausgegeben wird; oft lässt man keinen andren Arzt in sein Haus kommen, besucht dagegen die Aerzte selbst oder verkehrt mit ihnen schriftlich. Jedoch die Anhänglichkeit der Kranken an ihren Arzt, auch wenn die Heilung gar nicht vorwärts rücken will, ist häufig sehr gross, und zuweilen allzu spät sieht der Kranke dies auch wohl selbst ein. Bald ist der Kranke in der That von seinem Arzte sehr eingenommen, bald wird der Arzt durch sonderbare Verhältnisse in allzu grossem Ansehen gehalten, bald auch steckt ein Unwille gegen die übrigen Aerzte desselben Ortes dahinter; überdies haben Geringe und Reiche nicht selten irgend eine öffentliche Person gern zu ihrem vertrauten Freunde und bringen ihr willig ein Opfer, das plötzlich unerwartet auch zu gross werden kann. Hiernach begreift es sich, warum manche Kranke mit einem und demselben langwierigen Leiden bei ihrem Arzte ausharren, sich dieses Ausharrens rühmen und sogar wohl laut erklären, nur bei ihrem Arzte gesund werden zu wollen, und wenn es auch noch so lange dauere. Nicht jeder Arzt hat indessen Lust und Geschick, bei jedem Besuche den Kranken so zu befriedigen, dass dieser immer wieder ausharrt. Viele Kranke mit langwierigen Leiden werden von den Aerzten so-

gar gern freigegeben, wenn sie nicht zahlen, oder wenn die unstillbaren Klagen allzu lästig werden, oder wenn man die Kranken nicht wenigstens durch eine Luftverändrung oder Badereise auf einige Zeit von sich fernhalten kann. Es ist dies jedoch unrecht, denn, so zeitraubend auch die Behandlung solcher Kranken ist, so nützlich sind diese oft für den Arzt in Bezug auf das Studium der Therapie. Ich wünsche nie, dass der Arzt einen Kranken auf irgend eine Art abweist; er muss seinem Begehren irgend sehr gerecht zu werden suchen. Er darf ihn nicht abweisen seiner selbst wegen, seiner wissenschaftlichen Stellung wegen, seines Berufs wegen, und weil sein Beruf ein auserwählter ist, den nicht jeder Mensch sofort betreiben kann. Dagegen wünsche ich in dem Verhältnisse zwischen dem Arzte und dem Kranken die vollste Freiheit für den Kranken. Nichts soll den Kranken an den Arzt binden; der Kranke soll sich frei halten, und der Arzt soll so den Menschen und seinen eignen Charakter ehren, dass er den Kranken durch keinerlei Dankbarkeits- und Freundschaftsverhältnisse an sich knüpft. Um jedoch in solcher Weise bei dem jetzigen Betriebe des ärztlichen Geschäftes zu handeln, bedarf es einer grossen Verzichtleistung oder einer grossen Selbstständigkeit, und Beides ist noch sehr selten. Es ist wohl wahr, dass dem Kranken diese Freiheit vielfach noch unverständlich sein würde; auch würde sie ihm noch wenig nützen, da er sich um die Heilkunde und um die Beurtheilung der Aerzte zu wenig bekümmert. Indess jedes andre Verfahren führt zum Missbrauch und zu allen den üblen Folgen, von denen ich bereits reichlich gesprochen habe. Es ist auch ferner wahr, dass, wenn die Aerzte nicht die Kranken zum Kuriren antreiben, äusserst viele Kuren nicht gemacht werden. Den Kranken sind ihre Beschwerden, wie ich wiederholt gesagt habe, viel gleichgültiger, als man meint. Sobald sie nur irgend ihrer Arbeit oder ihrem Genusse wieder nachgehen können, so geben sie sich schon sehr zufrieden; die Ausheilung innrer Leiden unterbleibt und Schäden aller Art (Schielen, Hinken, Geschwüre, Ausschläge) werden ziemlich geduldig ertragen. Den Arzt aber treiben das Brod und die Ehre. Wenn er die Menschen nicht erinnert, mahnt und aufmuntert, wenn er gleichgültig sich ihren Uebeln gegenüber benimmt, so werden weniger Geschäfte gemacht und es wird nothwendig auch weniger geheilt. Und ich missbillige es daher nicht, wenn die Aerzte die Schäden der Menschen aufsuchen und auf deren Beseitigung dringen; obwohl hierbei

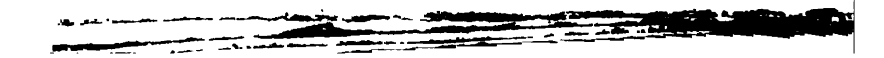
auch vielfacher Missbrauch möglich ist, so hat es doch seinen grossen Nutzen. Es ist auch in guter Erinnerung noch, wie die Aerzte zur Zeit, als die Krüppeloperationen begannen, gar nicht wussten, welche Masse interessanter, zur Kur geeigneter Fälle in ihrem Bereiche waren, bis diese plötzlich hervorbrachen, als sich Operateure zeigten. Ebenso ist es bekannt, wie viele heilbare Leiden die Allopathie nicht sieht, deren Kur die Homöopathie mit so vielem Vergnügen übernimmt. Einwürfe solcher Art gegen die geforderte Freiheit der Kranken gehören nicht hierher. Das Volk weiss nicht, was die Heilkunde vermag, und der Arzt muss es ihm sagen. Schlimm genug, dass der eigne Vortheil den Arzt hierzu erst antreiben muss. Ich rede nur gegen das bestehende Dankbarkeitsverhältniss im ärztlichen Geschäfte, und es wäre übel, wenn mit der Aufhebung desselben auch die Betriebsamkeit leiden sollte; bei den Fortschritten jedoch, die auf allen Bahnen gemacht werden, ist eine Beeinträchtigung der Betriebsamkeit, auch bei gänzlich aufgehobnem Dankbarkeitsverhältnisse, gar nicht mehr möglich. — Es handelt sich schliesslich um die Emancipation der Aerzte von den Apothekern, und es handelt sich um die Emancipation der Kranken von den Aerzten. Um dies durchzuführen, muss das Dankbarkeitsverhältniss zwischen dem Arzte und dem Kranken, das jetzt noch so eifersüchtig gepflegt wird, ganz und gar zerrissen werden.

VII.

Die Dankverpflichtung des Arztes.

Demuth ist die niederbeugende Selbsterkennung dessen, was der wahre Werth an uns ist, was man wirklich ist.

Da der Mensch, wenn er Alles von sich abstreift, was nicht als sein wirkliches Verdienst betrachtet werden kann, nur noch sehr wenig ist, und da er obendrein dann einsieht, wie sehr das wenige Eigenthum, was etwa noch an ihm übrig bleibt, mit Fehlern unter-



mischt ist und durch günstige Verhältnisse getragen werden muss, so führt die Demuth zur Bescheidenheit und zu einem ziemlich hohen Grade von Entmuthigung. Und diese Demuth ist dem Arzte ziemlich fremd', oder vielmehr es wurde und es wird das ärztliche Geschäft so aufgefasst, dass man glaubte, die Demuth gehöre nicht zu demselben, mit Demuth lasse sich dies Geschäft nicht führen, und es gehöre vielmehr zu dessen glücklicher Führung eine mit Demuth nicht verträgliche Energie des Geistes und Körpers mit Selbstvertrauen und Muth und mit der Fähigkeit, die zahlreichen Schwierigkeiten, die in diesem Geschäfte von Seiten der Krankheit und des Kranken begegnen, kühn zu überwinden. Und diese Auffassung ist bei dem jetzigen Stande des ärztlichen Geschäfts auch nicht unrichtig. Eben weil das Geschäft nicht richtig betrieben und also auch weder richtig studirt, noch in seiner Bedeutung und Aufgabe klar erkannt wird, so muss es mit einem gewissen — Anstriche, etwa in einem chevaleresken Tone, in welchem man sich über Vieles hinausdünkt, betrieben werden. Und es geschieht dies. Wenn demnach ein junger Mann als Arzt sein Geschäft sofort möglichst glücklich auffassen will, so wird er es wohl in der herrschenden Weise thun müssen, und die Demuth wird er nicht sehr gebrauchen können. Zwar zeigen die Menschen viel Bescheidenheit, aber diese ist die Bescheidenheit der List, voll Glätte und Gewandtheit, und derjenige ist sicher der bessre, der diese Bescheidenheit nicht zeigt. Es soll aber hiermit durchaus nicht gebilligt werden, ein ernstes Geschäft in einer Weise aufzufassen, welche möglicher Weise auch die Geringschätzung oder gar die Ausbeutung desselben zu Nebenzwecken unmittelbar in sich schliessen könnte. Wer nicht darüber hinaus kann, der wird freilich mit dem Strome schwimmen und sehen müssen, wie er mit demselben fortkommt. Wer aber in einem richtigeren Sinne den Beruf des Lebens auffasst und es durchzuführen vermag, der erlangt jedenfalls mehr; denn der Sinn für das Wahre und Richtige ist den Menschen unauslöschbar eingeboren, und den Sieger erkennen sie endlich doch an. Es kostet aber Mark und Blut, ehe man zum Siege gelangt.

Genug, der Arzt hat auch Grund, demüthig zu sein, und er hat auch Grund, überaus reichlich, um auch Dank zu empfinden. Er muss danken dafür, dass er Praxis hat, und unter dieser Erinnerung geht mancher Arzt still mit gesenktem Rücken einher. Er muss den Leuten danken, dass sie ihn aufsuchen; er hat nun

einmal einen Beruf, von dem er leben soll, und da die Kranken den Arzt durchaus nicht nach seinem wahren Werthe wählen und man oft nicht einmal klar ergründen kann, warum sie diesen oder jenen Arzt bevorzugen, so mag er wohl dankbar sein, dass das Publikum auch an ihn denkt. Er dankt vielleicht auch, dass es noch so geht, wie es geht; es steht nirgends geschrieben, wie trübselig und armselig oft die Tage, Wochen und Monate verlaufen, Keiner sagt es dem Andren, und Jeder muss es erst selbst irgend sehr erfahren, um bescheiden und genügsam zu werden. Und der Arzt muss ferner danken, dass er gesittete und verständige Kranke bekommt und nicht gar zu viel mit groben, ungeschlachteten und zu einem Berichte über ihre Krankheit nicht einmal fähigen Menschen sich abplagen muss. Er muss danken, dass bessre Familien ihn aufsuchen und dass Männer, die er hochschätzen muss, seine Kenntnisse ehren und ihm sich anvertrauen, und er bethätigt auch gar deutlich diesen Dank durch sein gesammtes Aeussre bis zum Anzuge herab. Er muss danken für die glückliche Beilegung von Unannehmlichkeiten, wie sie in jedem Geschäfte vorkommen, danken für die Nachsicht in Missverständnissen, danken für etwaiges vergebliches Warten, danken für die Ertragung der Mühe, die der weite Weg zum Arzte oder gar wohl die beschwerliche Reise bis zu ihm verursachte, — und wer als Arzt dies Alles nicht erwägen, sondern vielmehr denken wollte, dass er der Einzige sei, der weit und breit etwas verstehe, der irrt sich sehr und wird die Nachtheile seiner Verblendung über kurz oder lang verspüren. Der Arzt fällt am leichtesten in den Fehler, den man bei Sängern und Schauspielern findet, in den Fehler, auf seinen Ruhm und Ruf zu pochen; es ist auch sonst die Aehnlichkeit zwischen dem Arzte und dem Schauspieler nicht gering, und endlich steigt ja auch oft der Arzt zu den kleinen Bühnen herab, indem er die schlechten Quartiere und geringren Häuser häufiger aufsuchen muss, als er je gewohnt, denn nichts ist bittrer, als einen Beruf zu haben und ihn nur deshalb nicht ausüben zu können, weil die Menschen nichts davon wissen wollen. Und der Arzt muss danken, dass ihm schwere und wichtige Fälle anvertraut werden, dass er lehrreiche Fälle findet, dass er in seiner Praxis lernen kann, und dass ihm Beobachtungen sich darbieten, an die sich sein wissenschaftlicher Ruf anknüpfen lässt. Er muss danken, dass er einzelne Fälle wissenschaftlich ausbeuten kann und dass die Menschen dazu willig genug sind und ihm oben-

drein sogar noch Dank wissen. Er muss danken, dass er die Kuren vollkommen zu Ende führen kann, dass die Kranken nicht nach einigen Verordnungen schon wieder wegbleiben und nun die Krankheit spontan verlaufen lassen oder zu einem andren Arzte oder gar zu einem Pfuscher gehen. Er muss danken, dass die Menschen mit Nachsicht seinen Irrthum hinnehmen und mit Nachsicht auch sein etwa beschwerliches oder langwieriges Kurverfahren ertragen. Er muss danken, dass die Menschen seiner mangelhaften Kunst nicht allzu abhold oder gar noch gewogen sind; er vertritt nun einmal die Kunst und lebt von ihr, die Kunst und die Heilkunde ist er selbst, wenn er sich als Heilkünstler darstellt, so muss er auch etwas leisten können, und bei der Aufgabe, mit seiner Person die ganze Heilkunde zu vertreten, bedarf es ebensoviel Bescheidenheit und Demuth von seiner Seite, als Nachsicht von Seiten des Kranken. Er muss danken, dass die Leute seine noch häufig genug unklare Kur nicht verstehen, und dass sie da, wo sie Etwas davon verstehen, es nicht missbilligend aufnehmen. Er muss danken, dass die spontane Genesung oft für sein Werk gilt, danken dafür, wenn die Menschen unter seiner Behandlung die Krankheit ruhig ablaufen lassen, als müsste es so sein, und also danken dafür, dass es ihm mit Ehren gelingt, manches Leiden von selbst heilen zu lassen, bald weil er das rechte Mittel nicht weiss, bald weil er nicht Zeit hat, den Fall genau zu studiren. Er muss danken dafür, dass sich die Kranken sehr oft mit Allem zufrieden geben, was man thut, verordnet, empfiehlt, es gleichsam als eine Fügung Gottes betrachtend, danken für die willige Ertragung der Fontanellen und der Brech- und Abführmittel, danken dafür, dass der Kranke manche schwächende Kur hinnimmt und nicht einmal den Gedanken wagt, ob solche Kur auch nöthig gewesen sei, vielmehr sie als unvermeidlich nothwendig ansieht, sie in noch stärkrem Grade ohne Murren ertragen hätte und obendrein die Energie des Arztes preist. Er muss danken für das Ertragen mancher kostspieligen Kur und danken für die Hinnahme der auferlegten Bade- und Erholungsreisen, die einen so tiefen Riss in die Kasse brachten und die vielleicht gar keinen andren Zweck hatten, als den Kranken eine Zeit lang dem Gesichtskreise des Arztes zu entrücken und ihn ob der auferlegten Opfer nachher einige Zeit verstummen zu lassen. Er muss danken dafür, dass die missglückte Kur dem Rufe nicht schadet, dass die verfehlte Kur nicht nachgetragen wird, dass man den guten Willen

für die That nimmt, und dass die gewinnende Freundlichkeit im Stande ist, den Schleier der Liebe über Vieles auszubreiten, so dass man immer wieder unversehrt, immer wieder als der geschätzte, gesuchte, verherrlichte Mann aus dem Kampfe hervorgeht.

Und also auch der Arzt hat Grund genug, dankbar zu sein, um so mehr, als er für seine Handlungen bezahlt sein will und schon mit seinem blossen Titel und mit seiner Person ein leistungsfähiges Geschäft angekündigt hat, diese Ankündigung aber ein Anlocken der Menschheit in sich schliesst. Und er muss noch um so mehr dankbar sein, wenn er bedenkt, wer er etwa ist und was er in der Wissenschaft ist. Er ist namentlich kein Quellenarbeiter. Er kann es dabei sein, er kann es in andren Gebieten sein, und er sollte als Arzt stets gleichzeitig ein Quellenarbeiter in Betreff der Therapie und Arzneimittellehre sein. Aber er ist es meistens nicht, und wenn der Eine oder Andre in seinem praktischen Berufe ein Quellenarbeiter obendrein noch ist, so ist ihm dies erst seit einigen Jahrzehnten ermöglicht. Wer als Arzt in seinem Heilgeschäfte irgend sehr auch Quellenarbeiter ist, der fasst seinen Beruf ganz anders auf, viel tiefer, gründlicher und bescheidner. Wer kein Quellenarbeiter ist, der muss sich in dem Maasse, als er auch Quellenarbeiter sein möchte, aber dies nicht fertig bringt, und in dem Maasse, als er die Unklarheit in seinem Handeln und deren Last erkennt, sehr gedrückt in seinem Berufe fühlen, sofern nicht ein gewisser Leichtsinn oder der Zwang und die Gelegenheit, Einiges zu erwerben, dies wieder ausgleichen. Und der praktische Arzt ist vorherrschend noch kein Quellenarbeiter. Er überliefert an das Volk theils Bekanntes, theils Neues, das gewöhnlich andere Aerzte oder andre Männer der Wissenschaft gefunden haben, so dass also jeder Arzt am wenigsten gerade selbst errungnes Eigenthum am Krankenbette verwendet. Er handelt mit Gedanken und Waaren, die ihm häufig auch wohl selbst nicht alle klar sind und denen sämmtlich noch ein ausgedehntes Wissen anhängt, das bei der Praxis nicht weiter in Betracht kommt, und er handelt mit ihnen und betreibt deren Verbreitung und deren Absatz zunächst nur um seiner eignen Existenz willen. Wie der Handelsmann seine Waaren auspreist und für deren Gediegenheit und Aechtheit einstehen will, so verfechtet der Arzt Theorieen und Ansichten, oft ohne sich die volle Mühe zu geben, dieselben erschöpfend zu studiren, ja oft ohne die Zeit dazu zu haben oder je gehabt zu haben. Auch urtheilt er

leicht rücksichtslos über die Männer der Wissenschaft und über die Forscher, welche die Gedanken angegeben haben, von denen er lebt, obwohl er doch in keinem Fache und in keinem Gegenstande in gleichem Maasse bewandert ist, wie Jene, über welche er oft so absprechend richtet; und in wissenschaftlicher Hinsicht wird derjenige praktische Arzt, der ausschliesslich der Praxis sich hingegeben hat und vom Morgen bis zum Abende praktisch beschäftigt ist, leicht überflügelt. Ein solcher Mann muss in eine gewisse Beschränktheit und Einseitigkeit verfallen, und er thut klug daran, täglich dagegen anzukämpfen. Und ein Mann, der kein oder doch nur wenig selbst geschaffnes Eigenthum hat und der mit Recht seinen höchsten Stolz nur darein setzt, das überlieferte Wissen kunstgerecht, geschickt und gewandt in krankhaften Zuständen anzubringen, der hat Grund oder der findet leicht Grund, in seinem Geschäfte auch dankbar zu sein. Der höchste Stolz des praktischen Arztes ist die glückliche Verwerthung der Entdeckungen am Krankenbette. Und wenn ein durchgebildeter, geistig hochbegabter Mann, der auch selbstständig zu forschen fähig ist, sich dazu hergiebt, das Errungne aus den Wissenschaften den Kranken zu ihrem Nutzen zu überliefern, so darf man mit Recht als ein Opfer es betrachten, das er der Menschheit bringt, als ein Opfer selbst da noch, wo die Gründe zu seiner praktischen Laufbahn deutlich genug vorliegen. Es ist jedoch das Urtheil, das ich über den praktischen Arzt hier gegeben habe, in vieler Hinsicht einseitig. Denn es giebt zwar Aerzte genug, die von der Frühe bis zum Abend bloss der Praxis leben und die keine Zeit haben, der Wissenschaft obzuliegen, und es giebt Aerzte mit der Stellung des Gelehrten, die es in keiner Weise anders treiben. Aber es giebt auch Aerzte, die in verschiednem Grade gleichzeitig der Wissenschaft dienen, und es ist unmöglich, über Alle ein gemeinsames, zutreffendes Urtheil abzugeben. Indessen so weit sich Jemand mit der Heilung der Krankheiten beschäftigt, hat er dieser Beschäftigung wegen Grund und Veranlassung genug, auch Dank zu empfinden, auch dankbar zu sein.

Dennoch wünsche ich dem praktischen Arzte keine Demuth oder doch nicht viel Demuth; ich wünsche ihm einen gewissen leichten Sinn, einen gewissen Stolz, ein gewisses Erhabensein über seine Stellung und über alles Elend, das sich an dieselbe knüpft, und ich wünsche ihm einen entschiednen chevaleresken Anstrich, — und diese Eigenschaften hat auch der ächte praktische Arzt, der reine und der glück-

liche Praktiker. Bei dem jetzigen Betriebe des ärztlichen Geschäfts muss er diese Eigenschaften haben. Nur der streng gewissenhafte Homöopath darf diese Eigenschaften nicht haben, und in dem Maasse, als auch er diese Eigenschaften zeigt, ist er nicht mehr der Mann, der emsig und bedacht nach seinem Schema das rechte Mittel sucht. Das gewissenhafte Aufsuchen des rechten Mittels nach einem heilig gehaltnen Schema verändert das ganze Kurverfahren und den Mann; es giebt Beiden einen ganz andren Charakter. Bei dem gewöhnlichen Geschäftsbetriebe denkt der wenig demüthige, der etwas leichtsinnende, der etwas stolz sich über seine gebrechliche Stellung erhaben dünkende, der flott einherschreitende und unter nicht viel Rücksicht mit den Menschen fertig werdende Arzt ohne besondre Veranlassung gar nicht daran, dass er den Menschen, der kranken Menschheit, mit welcher er verkehrt, auch so sehr viel zu verdanken hat. Und es ist dies ganz in der Ordnung. Was in aller Welt sollte bei dem jetzigen Geschäftsbetriebe daraus werden, wenn der Arzt die tausenderlei Rücksichten, die er nehmen könnte, sorgfältig bedenken wollte? Er würde den Kranken, aber nicht die Krankheit kuriren. Es würde in zarter Sorgfalt und in gewinnender Theilnahme für den Menschen seine Arbeit aufgehen, die er der Krankheit zu widmen hätte. Und dies ist ein Umstand von grosser Bedeutung. Gesetzt, der Leser nimmt mit mir zwei Aerzte als Beispiel an, beide total verschieden, aber in dem einen Punkte ganz gleich, dass jeder dieselbe Therapie, dasselbe Kurverfahren und dieselbe Mittelkenntniss hat. Der Eine geht flott zur Sache, verordnet kurz, und nach gethaner Arbeit eilt er sofort von dannen, an nichts weiter in diesem Hause denkend Der Andre macht seine eigentliche Sache nicht um einen Deut besser, aber eine Zärtlichkeit, eine Freundlichkeit, eine Sorgfalt und eine Theilnahme weiss er zu zeigen, dass der Kranke und seine Familie entzückt sind. Wohl sollte er zu solchem übertriebnen Verfahren nicht einmal Zeit übrig finden, aber er hat Alles berechnet, Alles durchdacht, Alles bis in die fernste Zukunft durchschaut, — und sein Geschäft blüht viel besser, und die Menschen haben einen viel grössren Respect vor ihm. Dennoch ist es die durchtriebenste Schlauheit, der vollkommenste Eigennutz, die ausstudirteste Gewinngier, die aus seinen Blicken und aus seinem Benehmen sprechen, und mit denen er die Leute und nebenbei auch die Krankheit in der Kur hat. Ein solches Verfahren ist dem schlichten Arzte zuwider; aber er findet keinen

Muth, um dagegen aufzutreten. Es begreift sich jedoch ein solches Verfahren; denn wenn es sich nicht um das rechte Mittel handelt, so müssen es Nebensachen sein, denen man eine Wichtigkeit beilegt, und dies führt immer auf Abwege. Zum Lobe der Aerzte muss man es übrigens sagen, dass sie im Allgemeinen gegen das so eben angedeutete Verfahren eine grosse Abneigung haben, und dass selbst in mittelgrossen Städten immer nur Einer oder doch Wenige in solcher Weise ihr Geschäft irgendsehr auszubeuten pflegen. Und es ist also gut, dass die Aerzte bei dem noch bestehenden Geschäftsbetriebe so sind, wie sie sind, etwas leicht, etwas stolz, etwas flüchtig, etwas rücksichtslos, d. h. ehrlich, eben weil sie fühlen, dass sie das Geschäft in seinem Grunde nicht richtiger betreiben können, — und gut ist es demnach, dass sie nicht daran zu denken pflegen, wie viel auch sie in ihrem Geschäfte zu danken haben. Aber übel müssen sie es mir nicht nehmen, dass ich es gerade heraussagte, wie hoch auch ihre Dankbarkeitsrechnung steht. Und gleich gross dürfte somit die Dankbarkeitsrechnung auf beiden Seiten sein; so viel Dank der Arzt zu fordern hat, so viel wird ihm auch wohl zu leisten obliegen, und das Ganze gleicht sich demnach aus. Weg also mit der Dankbarkeit und mit dem Danke im ärztlichen Verhältnisse! Der Dank macht sklavisch. Das Volk muss auch dem Arzte gegenüber frei sein. Der Dank verbindet auf endlose Zeiten. Der gegenseitige Dank der Menschen führt zu Ungerechtigkeiten gegen Andre, er verkettet die Menschen zu Intriguen, und er verführt sie zur Liebedienerei. Und der Undank hat auch sein Gutes. Er ist ein Sturm, der die menschlichen Verhältnisse durchfegt und sie reinigt. Er ist ein treibendes Moment von mächtigem Einflusse. Man würde immer in denselben Verhältnissen stecken bleiben und Vieles würde in's Stocken gerathen, wenn nicht auch der Unfriede oder doch ein Undank die Verhältnisse sprengte und die Menschen wieder frei machte. Und erfährt man sogenannten Undank von den Menschen, so deckt man gewöhnlich auch irgend einen Fehler auf, und gut ist es, wenn er aufgedeckt wird. Aerztliche Kuren schleppen sich oft schier endlos hin, die Kuren sind oft sehr kostspielig, und sie sind oft sehr lästig und auch irrig; aber die sogenannte Dankbarkeit deckt keinen Uebelstand auf. Gewiss ist der Ausbruch des Undanks bitter, aber ich kann den Arzt nur dann beklagen, wenn für seinen Beruf keine Belehrung daraus hervorgeht. Die bisherige Dankbarkeit im ärztlichen Verhältnisse

passst auch nicht mehr zur modernen Zeit, zur Zeit der Freiheit und Selbstständigkeit. Das Christenthum hat zwar die Liebe ausdrücklich geboten, aber es lehrt nicht, Dank zu begehren, sondern es verbietet dies vielmehr. Das Dankbegehren ist eine Schwäche der Aerzte, eine Folge der Unklarheit, die auf dem ärztlichen Berufe lastet, eine Frucht der durch die Unklarheit des Berufs eingeimpften Eitelkeit, ein Verlangen des Ehrgeizes, ein Mittel der Gewinnbegier, ein Fehler, der durch die wachsende Concurrenz lächerlich wird, eine Krankheit, die durch eine feste Besoldung sofort gehoben werden kann, ein Uebelstand, der durch das rechte Heilmittel seine wissenschaftliche Beseitigung erhält, und eine Fordrung, die durch eine reichliche Bezahlung erledigt wird; — in der That wird ja dem Kranken mit der Bezahlung seine Freiheit und selbst eine gewisse Strenge des Urtheils allgemein zugestanden.

Dem Nicht-Arzte gegenüber erscheint überdies der Arzt mit seinen Ansprüchen auf die Dankbarkeit der Menschen in keinem sehr günstigen Lichte. Auch der Nicht-Arzt thut andren Menschen Gutes, oft unvergleichlich mehr als mancher Arzt, auch er spendet Wohlthaten, auch er steht mit Hülfe und Rath den Menschen bei, und auch er rettet den Menschen oft das Leben, selbst mit entschiedner eigner Lebensgefahr; aber er entzieht sich sogar dem Danke, während der Arzt den Dank begehrt und dankbare Handlungen verschiedner Art nach der Kur erwartet. Indess tritt doch hier ein Umstand zu Gunsten des Arztes ein. Der Arzt übt nämlich geflissentlich ein Geschäft des Wohlthuens, der Laie hingegen thut dies gewöhnlich nur ausnahmsweise. Bei dem geflissentlichen Geschäfte des Wohlthuens aber, das sogar von absichtlichem Daraufdenken begleitet ist und das sich im Gebiete der Leiden, also des Unangenehmen, des Unreinen, des Hässlichen, des für so sehr viele Menschen Widerwärtigen bewegt, darf der Arzt mit Recht eher Dank beanspruchen, als der Laie, der nur in seiner Weise, oft zufällig, nach Laune und Gelegenheit, Wohlthaten oder Gutes erweist, und der Arzt darf dies deshalb, um in der wohlthuenden und heilbringenden Ausübung seines Geschäftes besser zu beharren und in derselben womöglich noch eifriger zu werden. Der Arzt darf also Dankbarkeit beanspruchen, d. h. man ist so nachsichtig, ihm dies zu gestatten, weil es gewissermaassen zu seinem Erwerbe gehört, weil die Menschheit wiederum Nutzen davon hat, weil es die Entwicklung seines Geschäftes gleichsam

fördert, und weil man aus allen diesen Gründen mit den menschlichen Schwächen, die sich dabei zeigen, Nachsicht hat. Aber man gestattet dem Arzte die Beanspruchung des Danks nur bis zu einem gewissen Grade, über welchen hinaus man von ihm verlangt, dass er trotz alles Undanks seine Pflicht thue, und eben dies beweist, dass das Publikum dem Arzte seinen Anspruch auf Dankbarkeit nur aus Geschäftsrücksicht und im Besondren aus Rücksicht auf die vielfach ausfallende Bezahlung einräumt. So ist es auch in der That. Diesem Manne, der keinen Gehalt bezieht, der sich mittelst der Wissenschaft sein Brot verdienen soll, der Jedem sofort zur Hülfe beispringen muss ohne alle Gewissheit einer Bezahlung, und dem es als Pflicht zugemuthet wird, jedem Unglücklichen umsonst Beistand zu leisten, diesem Manne gönnt man den Dank der Menschen und zwar eben aller Nebenumstände wegen und gewöhnlich nicht wegen seiner Leistung, und eben die Nebenumstände sind auch bei den speciellen Dankerweisungen am meisten maassgebend. Nur Schade, dass der, welcher den Dank verdient, ihn gerade am wenigsten zu bekommen pflegt, und dass der Dank am reichlichsten gewöhnlich die bereits Glücklichen trifft, auf die man die vergeltenden Wohlthaten in Masse häuft, als wollte man in ihnen den geplagten ärztlichen Stand im Ganzen lohnen. Man kennt nur die Glücklichen und mag die weniger Glücklichen nicht einmal kennen lernen; man giebt dem, der hat, weil man es bei ihm am besten aufbewahrt glaubt und weil man von dem Mächtigeren den meisten Nutzen wieder zurückerwartet.

Die Leistungen des Arztes sind es nicht; es ist nur die Unsicherheit seiner Stellung, der Grad, in welchem sich der Arzt geltend zu machen und einen Eindruck auf das Volk auszuüben weiss, die Thatsache, dass der Arzt nicht so, wie der Kaufmann, Fabrikant und Geschäftsspeculant, grosse Summen gewinnen und auch trotz aller Betriebsamkeit nicht in gleichem Grade Glücksgüter aufhäufen kann, und es sind die vermeintlichen und wirklichen Mühseligkeiten in der Stellung und im Berufe des Arztes, — diese Umstände sind es, die das Volk berücksichtigt, wenn es sich um die Abtragung einer Schuld an den Arzt, wenn es sich um die Beurtheilung einer vom Arzte gestellten Fordrung handelt. Sind aber die Mühseligkeiten des Arztes wirklich so sehr gross? In den Augen eines thatkräftig schaffenden jüngren Arztes gelten dieselben in der That noch nicht als sehr erheblich; sobald jedoch die Kräfte des Körpers abzunehmen beginnen,

fühlt auch er die Last seines Berufes und er nennt die Mühen gross. Dass aber der Laie die Mühseligkeiten des ärztlichen Standes so hoch anschlägt, das rührt noch aus den älteren und ältesten Zeiten her, wo der Thätigkeitstrieb und die Betriebsamkeit geringer, die unthätige Ruhe und die Trägheit dagegen grösser waren, und wo der Arzt unter den sogenannten gelehrten Berufsarten als das relativ beweglichste Element erschien. Jetzt wollen die Mühen der Aerzte etwas anders beurtheilt sein, zumal an Orten, wo der Unterschied zwischen höheren und niederen Ständen ziemlich ausgeglichen ist und ein allgemeiner Wohlstand herrscht, zumal ferner in Städten, wo bei der grossen Concurrenz der Aerzte die Arbeit sich sehr theilt, und jetzt giebt es andre Gebiete, in denen viel mehr geschafft wird, als die Aerzte im Durchschnitt arbeiten. Wenn man Alles zu Fuss bestreiten muss, dann kann die Praxis beschwerlich werden, wenn man schwächlich ist oder aus verschiednen Ursachen einen kranken Körper sich erworben hat, dann kann die Praxis lästig werden, und wenn die Frau eine schlechte Haushälterin ist, der Haushalt mehr verbraucht, als man zu verdienen vermag, und man stündlich genöthigt wird, auf den Erwerb zu sinnen, dann wird jedes Leben eine Last; diese Uebelstände gehören aber wesentlich dem Berufe gar nicht an, und wo liegen also die Mühseligkeiten des Arztes? Es giebt ja keinen Stand, der soviel Abwechslung, soviel Zerstreuung und soviel angenehme Unterhaltung bietet, als der ärztliche Stand, und wenn das Geschäft nur einigermaassen geht und wenn dabei nur einigermaassen gut Haus gehalten wird, so kommt der Arzt im Wohlstande immer wenigstens etwas vorwärts. Dennoch klagt Jedermann in diesem Berufe. Die Ursachen dieser Klage sind aber die eigne Unzufriedenheit und die eigne und die sociale Unklarheit, die auf diesem Berufe und namentlich auf der Ausübung desselben lastet. Der Arzt kann der Wissenschaft nicht folgen, die zu seinem Berufe gehört, geschweige sie bewältigen, er kann sie nicht in dem Maasse ausbeuten, als es zum Kuriren nöthig wäre, und er fühlt, dass er nicht so gut und glücklich die Krankheiten heilen kann, als er sollte und als es bei einer bessren Einrichtung des Kurverfahrens und bei einem bessren Geschäftsbetriebe möglich sein müsste. Wollen und Sollen, aber Nicht-Können, und dabei unter Anstrengung de Geistes und des Körpers das ganze Wagstück und alle Gefahren d Nicht-Könnens durchmachen, das ist's, was drückt, was das Lebe



zumal bei einer irgend grossen Praxis, wirklich schwer macht und ein ewiges Klagen im Berufe veranlasst. Und anstrengend in der That ist das Leben des beschäftigten und gewissenhaften Arztes! Vervollkommne aber die Therapie, mache das Kurverfahren richtiger, verbessre die Technik des Geschäfts, und — das Kuriren wird immer leichter werden; und wenn man heute das benutzte, was in dieser Beziehung schon gegeben ist, man würde heute schon eine grosse Erleichtrung in diesem Geschäfte für den Arzt und für den Kranken empfinden. Aber die allergrösste Mehrzahl sträubt sich noch mit Gewalt gegen eine Methode, welche mehr als jede andre Entdeckung die Behandlung der Kranken so sehr erleichtert, gegen die Homöopathie.

Die Leistungen der Aerzte sind es im Allgemeinen nicht, die das Publikum bestimmen, dem Arzte den Dank und den Anspruch auf Dankbarkeit zuzuerkennen. Die Leistungen der Aerzte im Heilen und Bessermachen der Krankheiten müssen sogar hierbei immer weniger in Betracht kommen. Wie könnte es auch anders sein? Wenn die Wissenschaft fortschreitet, so müssen die Leistungen zunehmen, und die ärztlichen Leistungen müssen demnach allmählig so gleichgültig angesehen werden, dass man ihretwegen keinen Grund mehr zur Dankbarkeit hat. Ueberdies treten die ärztlichen Leistungen meistens nicht so auffallend hervor, dass sie die Aufmerksamkeit des Volks in überraschender Weise auf sich lenken, sondern die günstige Wendung der Krankheiten tritt gewöhnlich allmählig ein, und der Kranke hat sie durch die Pein des Leidens oder der Kur oft theuer genug erkauft. Das Volk kann auch diese Leistungen gar nicht würdigen, und schliesslich giebt es, sobald die Noth ernst genug an ihm war, Gott immer die erste Ehre. „Gott segnete die Mittel des Arztes“, so sagt das Volk, und es meint dies in der Weise, dass Gott das Mittel segne, nachdem es vom Arzte für den Kranken gewählt worden sei. Dies wäre freilich Gotteslästerung, wenn es nicht der Ausdruck einer bloss unklaren Vorstellung wäre. Wenn der Arzt das unrichtige Mittel wählt, so wird Gott es nicht mehr zum richtigen Mittel machen. Gott hat von Anfang an Alles gesegnet, und wer das richtige Mittel und Verfahren nicht anwendet, der bekommt in keinem Stücke Etwas fertig; gelingt es aber dennoch, so ist es nicht durch das angewandte Mittel und Verfahren, sondern es ist auf irgend eine andre Weise gelungen. Die ärztlichen

Leistungen müssen mit der Aufklärung der Menschen und mit den Fortschritten der Wissenschaft immer geringfügiger erscheinen. Verordnet der Allopath ein Mittel gegen Zahnschmerzen, welches hilft, was ist es Grosses? Kann nicht jeder gebildete, auf Heilmittel etwas aufmerksame Laie hier gleichfalls die gebräuchlichen Mittel aufzählen und anrathen? Verordnet ein Homöopath gegen charakteristisch ausgesprochne Zahnschmerzen ein jetzt allbekanntes Specificum, so ist diese That äusserst geringfügig. Eine Lungenentzündung jetzt ablaufen lassen, das verdient keinen Dank mehr; und dass man jetzt endlich so vernünftig ist, bei einer Lungenentzündung Vieles nicht mehr zu verordnen, dafür kann man keinen Ruhm und kein Lob beanspruchen. Eine Lungenentzündung heilen, was ist es oft Bedeutendes? Die Mittel stehen ja grossgedruckt bereits hinter dem Namen. Nur dem Entdecker gebühren Ehre und Dank; der Nachahmer eines bereits entdeckten Heilverfahrens kann aber um so weniger auf Dank Anspruch machen, je allbekannter dies Verfahren bereits geworden ist. Doch wenn der Arzt bei einer Krankheit das rechte Mittel nicht auch selbst erst zu entdecken braucht, sondern sich nur bemüht, aus den bereits aufgefundnen Mitteln das richtige auszuwählen, so sind sein Fleiss, seine Mühe, seine Sorge dennoch immer des Dankes werth. Aber der Kranke kann dies nicht beurtheilen, der Schein trügt, und der Arzt kann häufig genug über seine eigentliche Hülfsleistung selbst nicht klar entscheiden. Die ärztliche Leistung ist es demnach nicht, die zu Dank verpflichtet und für welche man Dank beanspruchen darf. Ueberdies ist es ja der Beruf des Arztes, die abnormen Körpererscheinungen zu beseitigen, und seinen Beruf muss er doch verstehen und üben, wie jeder Geschäftsmann. Die Bezahlung gleicht die Arbeit aus, und mit der Bezahlung muss die Sache abgethan sein, damit nicht eine ungesetzliche und somit eine ungerechte Concurrenz entstehe, die wiederum auf das Heilverfahren und demnach nothwendig auf die Heilung der Kranken nachtheilig wirkt. Mag der genesene Kranke es hochschätzen, dass der Arzt ihn von seinem Leiden befreit hat; der Arzt selbst kann und darf es nimmer mehr. Dafür, dass der Arzt seine Sache versteht und bereitwillig und klug alle Entdeckungen in seinem Gebiete sich zu eigen macht, dafür verdient er noch keinen Dank. Es ist dies seine Pflicht und Schuldigkeit; und seine Ehre fordert es obendrein von ihm, seine Sache zu verstehen. Wohl ist es wahr, dass

die Aerzte in ihrem Wissen und Können ungleich sind; indess wenn der Eine oder Andre in irgend einem Falle seine Sache besser zu verstehen scheint, so verdient er drum doch noch keinen besondren Dank und er erwirbt sich dadurch keine grössren Ansprüche auf Dank, weil die Reihe sicherlich auch an ihn kommt, wo er seine Aufgabe nicht zu lösen weiss und wiederum ein Andrer und oft ein viel Geringrer es besser versteht. Der Arzt, welcher auf Dank sehr begierig ist und viel Dank beansprucht, der ist auch sehr unzufrieden und griesgramig, und er thut in seinem Berufe viel weniger Gutes und ist gegen die Menschen sehr häufig ungerecht; leicht findet er überall, dass man gegen ihn nicht dankbar genug sei und unwillkührlich wägt er seine Handlungen nach dem Danke der Menschen ab. Auch wer ein zu grosses Honorar von den Kranken zu fordern gewohnt ist, auch ein solcher Arzt leistet in seinem Berufe weniger; er wird mehr und mehr alle diejenigen Kranken abweisen, die seinen Fordrungen nicht entsprechen können, oder er wird während der Kur sich möglichst bald zurückziehen. Es ist allerdings keine geringe Sache, einen verloren gegebnen Kranken wieder herzustellen, es ist gewiss des Dankes werth, wenn man einen Krebs geheilt hat, es ist eine lobenswerthe Sache, eine verschönernde und erhaltende Operation richtig und mit Erfolg ausgeführt zu haben, und da, wo es an Aerzten mangelt, tritt sogar die Wohlthat, die in der blossen Anwesenheit eines Arztes gegeben ist, schon klar genug hervor. Jedoch man muss Alles in der nackten Wirklichkeit beschauen, um darüber zu urtheilen. Jeder Beruf hat eine Seite, von welcher er unentbehrlich erscheint. Die Leistungen der Aerzte, so grossartig sie sich auf den ersten Blick darstellen mögen und so unentbehrlich sie in der menschlichen Gesellschaft sind, sie besagen doch nicht so viel, als es scheint, und es hat der Arzt keinen Grund, seine Leistungen höher anzuschlagen und in besondrem Grade, wie es bisher üblich ist, die Dankbarkeit der Menschen zu beanspruchen. Es ist das eine unpassende Geschäftssitte, die aus den angegebnen Gründen sich eingeschlichen hat und die sich wuchernd ausbreitet. Was ein Mensch dem Andren zu leisten vermag, ist nicht so gross, um diesen zu bleibender Dankbarkeit zu verpflichten, und wäre es selbst die durch einen Arzt vollbrachte Rettung des Lebens. Und wenn der Arzt einen Kranken pflegt oder heilt, so ist immer der Kranke oder wenigstens sein Körper auch der Mithelfende; überdies geschieht das ärztliche Wirken

unter dem Zusammentreffen von Verhältnissen, die der Arzt nie selbst herbeigeführt hat. Je mehr man für gelungne Kuren Dank beansprucht, um so mehr muss man auch für die misslungnen Kuren die Verantwortung übernehmen. Es zeugt von Liebe, wenn man von den Menschen nicht zuviel Dank beansprucht, und es zeugt noch mehr von Liebe, wenn man ihnen den Dank erlässt. Gerechtigkeit will auch im Danke herrschen, und aus Gerechtigkeitssinn wägen die Menschen oft genug den Dank ab; wo aber beginnt die Gerechtigkeit im Dankbegehren des Arztes und wo hört sie auf? Bleibende Dankbarkeit! Welche Grausamkeit in dem Verhältnisse zwischen dem Arzte und dem Kranken! Indess auch der Dank kann ja verjähren. Oft von Stunde an, wo die dankenswerthe That des Arztes geleistet ist, beginnt schon die Verjährung, und zwar sowohl bei dem Kranken, als oft sogar bei dem Arzte selbst. Danken heisst auch seine Demuth äussern, also eingedenk sein dessen, was man war, bevor man von einem Andren Hülfe bekam. Es geht aber doch wohl nicht an, als Arzt Demüthigung von einem Kranken oder gar bleibende Demüthigung zu verlangen; — in dieser Beziehung ist der Arzt sogar nachsichtiger als irgend Jemand, und ich wüsste wahrhaftig keinen Arzt, der von dem Kranken, den er geheilt, eine Demüthigung verlangte. Er kennt oder ahnt wenigstens allzusehr den ganz natürlichen Hergang der Sache. Was soll also der Dank? In der That, es steckt nur der Geschäftsvortheil dahinter. Nur der Geschäftsvortheil ist es, der mit dem Danke in jeder Weise gesucht wird und der bei der üblen Einrichtung des Geschäfts in jeder Weise leider gesucht werden muss. In demüthiger Erinnrung dessen, was der Kranke vor der ärztlichen Hülfsleistung war, mag er seinen Dank da anbringen, wo er am rechten Platze ist und wo es wirklich fruchtet; er mag der Cultur danken, den Bildungsanstalten, den gesitteten Verhältnissen, der Heilwissenschaft, dem Christenthume, und er mag seinem Gotte danken. Aber keinen Dank dieser Art weiss er zu bethätigen; denn zu solchem Danke gehört Viel. Der Heilwissenschaft kann Niemand danken, der sich um die Heilwissenschaft nicht bekümmert; dem Arzte aber gebührt ausser der Bezahlung kein Dank. Nichts hat die praktische Heilkunde so sehr untergraben und den wahren Fortschritt so sehr gehemmt, als das elende Dankbarkeitsverhältniss, das sich zwischen dem Arzte und seinem Kranken zu bilden pflegt. Es führt da zu persönlichen Rücksichten, wo die Frage der Wissenschaft in

Betracht kommt. Es führt zur Parteilichkeit, zur Parteisucht, zur Intrigue und zur Ungerechtigkeit gegen den Mitmenschen und gegen die Wissenschaft. Der wahre Werth und die richtige Leistung gelten nichts mehr, wo die Menschen durch Freundlichkeiten und Verbindlichkeiten aller Art immer mehr verkettet sind. Jener Mitcollege weiss und kann wahrhaftig nicht mehr als ein Andrer, und dennoch strömen die Kranken zu ihm und hangen ihm an und fliessen von Dank und Dankbarkeit über; aber sieh auch, wie er es treibt, mit süssester Freundlichkeit weiss er sie zu ketten und zu fesseln. Das ist illegale Concurrenz! Und sieh diesen Collegen mit seinem Kurverfahren! Die Haare steigen darob zu Berge! Aber dennoch hangt ihm das Volk voll Dankbarkeit und Liebe an, und das richtigere Kurverfahren kommt wegen seiner Verkettung mit den Menschen in seinem Bezirke nicht auf; es muss unterdrückt, und es muss verachtet und verspottet bleiben, weil er sich dagegen sträubt und seine Sippschaft dazu erzogen hat. Sein unsinniges, sein unpassendes, sein nachtheiliges Verfahren dagegen, es wird durch tausenderlei Freundschafts- und Dankesrücksichten zugedeckt. Da möchte man sich das Maurer- und Zimmerhandwerk fast eher wünschen, wo wenigstens nur der Mindestfordernde die Arbeit bekommt, und wo bis jetzt Jedermann auch die gethane Arbeit besser beurtheilen kann und aufmerksamer zu beurtheilen pflegt. Bei den Kranken gilt ihre Aussage, dass sie genesen oder gebessert seien, oder das Zeugniss, das sie ausstellen, während ihr Körper, der ihre Aussagen sofort Lügen straft, nicht darauf angesehen wird. Niemand ist undankbarer, wenn er krank gewesen ist, als der Arzt gegen den Arzt, der ihn behandelte, und wenn solch ein Arzt sein eignes Leiden nicht zu beurtheilen versteht, so richtet er bei misslingender oder nicht ganz gelingender Kur strenger und härter, als ein Laie in seiner Krankheit zu thun pflegt. Welcher Arzt auch könnte sich rühmen, für die von einem bestimmten Menschen empfangnen Wohlthaten stets dankbar zu sein, also stets in demüthigem und vergeltendem Sinne daran zu denken, was man vor diesen Wohlthaten war? Der Arzt ist übrigens auch gar nicht ein Mann, der das Leben pedantisch zu nehmen gewohnt ist, und leicht windet er sich durch die Verhältnisse des Lebens hindurch, ohne viel Ansprüche zu machen und ohne für seine Handlungen als Mensch und Bürger viel Dank zu begehren. Als Mensch und Bürger ist er sogar viel opferwilliger und anspruchsloser, als es

in allen andren Ständen der Fall zu sein pflegt; er ist überdies empfänglich für die Klagen des Volks, und er neigt deshalb, auch weil er von der Büreaukratie vernachlässigt ist und weil er die volle Sorge für seine Existenz tragen und sein tägliches Brod ohne alle Aussicht auf Gewissheit täglich zu erwerben suchen muss, zur Demokratie. Wollte man jedoch nach diesem Benehmen auf den Charakter schliessen, den der Arzt in seinem Berufe zeigt, man würde ganz irren. In seinem Berufe herrscht der Arzt gern mit absoluter Gewalt, er verschmäht es nicht, als ein Despot zu erscheinen, er nimmt dem Kranken seinen freien Willen, er zürnt ob jedes Widerspruchs, und er verlangt Dankbarkeit nach allen Seiten hin. Wohl weiss ich, dass bei dem jüngren Arzte die Dankbarkeitsfordrung sich hauptsächlich nur auf Erwiedrung seiner Liebe und auf die Befriedigung seines Ehrgeizes beschränkt; wohl weiss ich, dass mancher Arzt, statt selbst zu dispensiren, so thöricht ist, dem Kranken noch das Geld für die von ihm verschriebne Arznei zu geben, und es ist mir bekannt genug, dass die Aerzte den armen Kranken aus ihrem Haushalte Manches zufliessen lassen. Indess dies Alles besagt und ändert nicht viel, und es bleibt wahr, dass der Arzt in seinem Berufe gar nicht mehr derselbe ist, der er sonst als Mensch und Bürger zu sein pflegt. Mit der Ausübung des Berufes beginnen seine Schwächen; der Brodneid wird gegen den Collegen und das Dankbegehren wird gegen den Kranken rege. Der Kranke merkt dies oft nicht, bis er verdutzt darauf aufmerksam wird. Der Dank, den der Arzt begehrt, ist aber nichts als Geschäftsdankbarkeit, — und er verlangt Zutrauen, Ausdauer, Treue, beharrliches Anhangen und Befördrung seiner Thätigkeit, — also Alles, was er zum Betriebe seines Geschäftes für den Augenblick und für die Zukunft nöthig hat. Und mehr Beharrlichkeit verlangt er von seinen Kunden, als irgend ein Geschäftsmann, und obendrein verlangt er sie gebieterischer, trotzender. (Dagegen ist es ihm ziemlich gleichgültig, ob der hergestellte Kranke von religiösen Dankgefühlen bewegt werde oder nicht.) Ich habe zur Erklärung dieser abnormen Erscheinung darauf hingewiesen, dass der Arzt für den täglichen Erwerb und also auch für die Gelegenheit zu einem täglichen Erwerbe zu sorgen hat, dass ihn mit Recht ein gewisser Ehrgeiz treibt, dass die Sorge für die Zunahme seines Rufes begründet und nöthig ist, und dass ihn eine grosse Liebe bewegt, die nach Gegenliebe verlangt. Auch schlummert in jedem Arzte,

der Freude an seinem Berufe hat, die Lust, in seinem Kreise eine Art von Wunderthäter zu sein. Ueberdies ist es nicht zu leugnen, dass eine strenge und selbst eine eifersüchtige Wachsamkeit dazu gehört, um sich der Concurrenz und der Menschheit gegenüber zu behaupten und sich, auch vor seinem eignen Urtheile mit Recht, in einem gehobnen Selbstgefühle zu befinden und in demselben zu erhalten. Dennoch steckt auch eine Ueberschätzung dahinter (Ueberschätzung entsteht ja bei allen Menschen leicht, die auf ihre eigne Thätigkeit angewiesen und dabei fleissig und energisch sind), und es kommt überdies noch die Unklarheit der eignen Kunst und die Unklarheit des Berufs in Betracht, um die Geschäftsdankbarkeit, die der Arzt im Sinne hat, zu erklären. Man danke dem Arzte so sehr, als man nur will; sobald die Beweise dieser Geschäftsdankbarkeit nicht auch hinzukommen, vermisst er immer noch Etwas an den Menschen, die einstmals seine Kranken waren. Und Ueberschätzung mit Eitelkeit und Unklarheit sind, so scheint es, doch die nächsten und mächtigsten Ursachen dieser Schwäche der Dankbegierlichkeit. Man muss diese Schwäche, wie den Dank, den man im ärztlichen Verhältnisse begehrt und erhält, in die überwundnen Zeiten der Unreife und der Unmündigkeit zurückverweisen. — Ich rede nicht gegen die Dankbarkeit der Menschen. Es mag jeder seinem Wohlthäter lebenslänglich alles Gute erweisen. Der Dank indessen, den der Arzt in seinem Berufe begehrt, ist eine Sache ganz eigner Art. Uebrigens mag auch sonst Jeder sehen, dass ihn seine Dankbarkeit zu keiner Ungerechtigkeit verleitet.

Mit seiner Genesung vergisst der Kranke schnell seine Leiden, wie jeder Mensch alles Unangenehme leicht vergisst, und drum schwindet auch seine Dankbarkeit oft mit der Grösse seiner wiederkehrenden Gesundheit. Selbst in einem einzigen Tage ist zuweilen sein Gemüth ganz verändert, und wir finden in ihm denselben Menschen nicht mehr wieder. Und wahrhaftig zum Erstaunen ist es, wie sehr das Volk die glücklichen Kuren vergisst, die an ihm gemacht sind. Wohl zeugt dies von Leichtsinn. Aber man vergisst auch gern das Uebel, das aus irgend einer Schuld an uns gehaftet hat, das Unreine, das Unschöne und das Fehlerhafte, sowie die Demüthigung, die das Leiden auferlegte und dessen Zeuge der Arzt war. Man kann daher sehr gute Gründe haben, ein Leiden und dessen Kur so zu vergessen, dass auch nicht die leiseste Erinnerung mehr uns in eine frühere Zeit

zurückversetzt; natürlich kann dann selbst der Anblick des Arztes, der uns in solchem Leiden beistand, irgend sehr unangenehm sein. Fälle solcher Art wissen übrigens die Aerzte sehr wohl zu unterscheiden. Indess auch die Aerzte selbst verfallen, wenn sie krank gewesen sind, in denselben Fehler, wie das Volk, und vergessen aus blossem menschlichen Leichtsinn die glückliche Genesung, die ihnen zu Theil wurde, und gleichfalls ihnen fällt es nicht ein, dies Ereigniss zu einem bedeutenden Abschnitte ihres Lebens zu erheben. Und dies allgemeine Verfahren drückt wohl deutlich genug aus, dass man den ärztlichen Kuren nicht den hohen Werth zuschreibt, den der Arzt und den oft noch mehr der Kranke im Augenblicke der Noth ihnen beilegte. Das Leben drängt vorwärts, und an einem einstmaligen Hindernisse kann und darf der Glückliche fernerhin nicht mehr viel verweilen. Es weiss ja der Arzt sehr oft selbst nicht, ob er in der That den Kranken gesund gemacht habe oder welchen Antheil er überhaupt an der Genesung besitze, und der Kranke, wenn er auch anfangs noch so sehr den Arzt als seinen Retter pries, blickt allmählig klarer, die Ueberschwenglichkeit seiner Gefühle mindert sich, er schwankt bereits in seinem Urtheile zwischen Gott und zwischen der Hand des Arztes, die Gott gesegnet habe, immer geringer wird allmählig der Antheil, den er dem Arzte zuschreibt, und wenn er endlich nach vielen Jahren noch daran denkt, so schreibt er entweder Alles Gott allein zu, oder er glaubt den glücklichen Ausgang seiner Krankheit seiner kräftigen Natur zu verdanken, und wenn dann noch viel für den Arzt abfällt, so ist es etwa das Lob, dass er Verstand und Einsicht gehabt habe. Dies ist der natürliche und auch der richtige Gang in diesem Gedankenprocesse. Von der schönsten ärztlichen Kur bleibt nach Jahren für den Arzt nur noch ein sehr bescheidner Theil als seine Leistung übrig, und der specielle Dank muss also selbst beim besten Menschen verjähren, um so mehr, je mehr dessen Leben in einem thatkräftigen Mitwirken an der Vervollkommnung der Menschheit aufgegangen ist. Der Arzt darf es daher nicht zu hoch nehmen, wenn die Menschen es schier vergessen haben, wie viel ihnen unter der Hand eines Arztes zu Theil geworden ist, und um so weniger darf er dies Vergessen hoch anschlagen, je mehr es bei ungebildeten, leichtsinnigen, gedrückten und darbenden Menschen vorkommt, während er bei Gebildeten und Wohlhabenden eher verlangen kann, sich zu einer freudigen Rückerinnerung zu be-

quemen. Man muss es somit als eine unpassende Forderung betrachten, wenn der Arzt aus früheren glücklichen Kuren eine fortdauernde Geschäftsverbindlichkeit herleiten und nur bei Fortdauer dieser Geschäftsverbindung von genügender Dankbarkeit reden will. Es ist freilich bitter, wenn der Arzt, während er älter wird, sieht, wie die Kranken sich von ihm abwenden, und es ist schmerzlich, wenn ein Arzt an einen früheren Ort zurückkehrt und nun da, wo er einstmals glückliche Kuren machte, wo er so viele und mächtige Freunde hatte und wo sogar noch Mancher lebt, der früher dankbar seine Hülfe pries, keine genügende Praxis mehr zu bekommen vermag. Von seinem Standpunkte aus hat er dann wohl Recht, von Undankbarkeit und von den wechselnden Launen des Volkes zu reden. Indess fragt es sich doch, auf welche Weise er einstmals in jenen Kreisen Praxis erhielt, in denen er jetzt keine mehr findet, und wie viel wirklichen Antheil er an den Genesungen hatte, die unter seiner Hand einstmals entstanden? Erwägt man Alles wohl, so findet man vielleicht seine Ansprüche auf Dankbarkeit sehr gering, und hat solch ein Arzt zur Wiedererlangung einer Praxis nichts weiter in die Waagschaale zu legen, als seine früheren Bekanntschaften und das Glück, das er mit und bei denselben hatte, so muss er sich nothwendig verrechnen. Hat er aus früheren Zeiten seinen Lohn erhalten, so sind seine Ansprüche befriedigt; hat er diesen Lohn vergeudet, so ist unter solchen Verhältnissen Alles dahin. Jeder Unparteiische findet dies natürlich. Eine bleibende Dankbarkeit für ärztliche Leistungen im Sinne des Arztes ist eine Unmöglichkeit, eine Ungerechtigkeit; schon die augenblickliche Dankbarkeit schliesst oft Ungerechtes genug in sich. Ja, wenn die ärztliche Praxis nach Gerechtigkeit den einzelnen Aerzten zufiele und wenn nicht jeder Arzt ganz unverdienter Weise viele Kranke bekäme, die nur die Gunst der Verhältnisse, äussre Rücksichten, partheiisches Wohlwollen und diese oder jene gut gelungne Bemühung ihm zuführte, so wäre der Anspruch auf bleibende Geschäftsverbindlichkeit begründeter. Bei der üblichen Wahl des Arztes von Seiten der Kranken kann es dagegen nicht befremden, wenn sie ihre Beziehungen wechseln; und dieser Wechsel in einem Launenspiele voll Unbedachtsamkeit oder gar Ungerechtigkeit ist an der Sache noch das Beste. Wie man heute gewinnt, so verliert man morgen die Kranken wieder; von Undank kann unter solchen wirren Verhältnissen nicht die Rede sein. Wir alle practiciren allzusehr mit unerlaubten

Mitteln, und an Selbstüberschätzung leidet jeder Arzt. Wo das Kurverfahren nicht klar ist, die Wirkungen der Mittel unbekannt sind, Falsches für Wahrheit gehalten wird, da geht es aus einer Täuschung in die andere, und der Wahn muss steigen, je mehr man das Handwerk durch sein Benehmen und Bemühen und Bestreben aufrecht erhält und die Menschen zur Anhänglichkeit, zur Beharrlichkeit und zur dankbarsten Verbindlichkeit zu zwingen versteht. Drum fort mit dem Danke im ärztlichen Verhältnisse! Es ist zu wenig Wahrheit, zu viel Schein und Blendwerk für den Arzt selbst daran. Der Arzt selbst wird belogen und betrogen und zum Wahn erzogen durch den Dank, den er von den Menschen sich erbettelt. Das Volk versteht nichts von dem Geschäfte, und es kann für Nichts danken, durch seinen Dank nur kann es die Verhältnisse, die Wissenschaft und das Recht verwirren und den Dünkel vermehren.

VIII.

Erklärung des Wortes und des Begriffes „Dank."

Was ist Dankbarkeit? Was heisst danken? Danken heisst denken im Laute des A, in jenem Laute, der beim Ansprechen des A entsteht, also in jener Gemüthsstimmung, in welcher man sich befindet, wenn man den A-Laut anspricht. Im A-Laute aber ertönen die Stimmorgane unter entsprechender Bewegung des Brustkorbs beim Jammern und namentlich beim Bewundern und Erstaunen. Und wenn man also dankt, so geräth man, nach der Bedeutung der Buchstaben, in einen solchen Gedankengang voll Bewundrung oder Erstaunen, dass man in den A-Laut ausbricht oder doch auszubrechen geneigt ist. Man giebt dem Kinde ein Geschenk, und ein bewunderndes oder erstaunendes, ein freudiges und ein von Lächeln begleitetes Ah! entströmt seinem Brustkorbe. Es ist hier nicht nöthig, den Unterschied in der Bildung und in dem Laute des „Ah!" beim Jammern einerseits und beim freudigen Ueberraschtwerden, beim Be-

wundern und Erstaunen andrerseits zu erörtern. Das „Ah!“ beim Jammern ist ein stöhnender oder schmachtender, klagender Laut von ganz andrer Natur und von einem ganz andren Mienen- und Geberdenspiele begleitet. Auch wird es ja wohl erlassen werden können, in die hier angeregte Bedeutung der Buchstaben, über welche ich schon anderwärts gesprochen habe, näher einzugehen. Kurz, unser deutsches Wort „Dank“ bedeutet ein Denken in jenem A-Laute, der beim freudigen Ueberraschtwerden dem Menschen zu entströmen pflegt, und es schliesst ein Bewundern oder Erstaunen in sich. Es ist auch Jedermann bekannt, aus welchem Minenspiele man ersieht, ob Jemand für das ihm dargereichte Geschenk dankt oder nicht dankt, und dass die Sprache der Mienen auch selbst dann verstanden wird, wenn diese auch nicht vollkommen ausgedrückt sind, wenn also der Affect, aus welchem die Mienen instinctmässig hervorgehen, bewusst oder unbewusst, nur einen geringen Grad erreicht, demnach absichtlich oder unabsichtlich an seinem vollen Ausbruche verhindert wird. Das Wort „Dank“ drückt sehr naiv einen Naturzustand aus, und ohne dass die Buchstaben desselben es direct verrathen, so bezeugen sie doch durch die Schlussfolgerungen, die man aus ihnen ziehen muss, sehr einleuchtend, wie mächtig das Abhängigkeitsverhältniss der Menschen von einander und von Gott und von dem Weltall musste empfunden worden sein, damit das Wort „Dank“, das Denken im A-Laute der freudigen Ueberraschung und der Bewundrung, entstehen konnte. Diejenigen Völker, denen wir das Wort verdanken und denen also der Affect bei der Erhaltung eines Geschenks Empfindungen erzeugte und Töne auspresste, die sich zu dem Worte „Dank“ zusammenfassen liessen, müssen in einer solchen Lage gewesen sein, dass sie Grund genug hatten, ob eines Geschenks, ob einer Wohlthat, ob eines Glücks in einen erheblichen Affect zu gerathen. Sie müssen in Noth und Elend gewesen sein, um die Wohlthat einer Annehmlichkeit in voller Tiefe zu empfinden und daraus ein Wort zu bilden, welches in der gefühlvollsten Weise das Abhängigkeitsverhältniss ausdrückt, ohne dass die Buchstaben es direct besagen. Und wenn wir diesen Ursprung des Wortes festhalten, so können wir jetzt kaum noch das Wort gebrauchen, kaum noch einem Menschen zumuthen, dass er in „Dank“ ausbreche, denn er müsste ja sein Abhängigkeitsverhältniss und seine elende Lage, in welcher er vor unsrer Wohlthat war, in schreiender Weise verrathen, sobald er das Wort

„Dank“ so ungeheuchelt und also mit Gefühl so stammeln sollte, wie es lauten muss. Bei Kindern erfreuen wir uns daher in unterhaltender Weise an dem Ausbruche ihres Dankes, beim Erwachsenen aber suchen wir diesen Ausbruch zu verhüten. Indess die Buchstabenbedeutung des Wortes „Dank“ bezeugt auch, dass unsre Vorfahren, die dieses Wort bildeten, ein sehr sinniges und gefühlvolles Geschlecht gewesen sein müssen, auch ein Geschlecht voll Ernst und voll Sinn für Gerechtigkeit, und da sie so tief den Werth einer Wohlthat empfanden, so müssen sie auch diesen Werth abgemessen und sie werden also wohl nicht für unerhebliche Kleinigkeiten gedankt haben, für solche nicht in einen Affect gerathen sein, der den ganzen Körper so sehr ergriff, dass sich der Laut, der hauptsächlich dem Worte seinen Sinn verleiht, aus der Brust entwand. Sodann liegt in dem Worte „Dank“ das Wort „denken“ enthalten; es liegt nicht das Wort „handeln, thun“ darin, obwohl es auf einem, übrigens immer ziemlich weiten, Umwege daraus auch hervorgeht. Das Wort „denken“ aber, das in dem Worte „Danken“ liegt, drückt eine grosse Selbstständigkeit aus, die nur das Ergebniss eines grossen Kampfes und einer grossen Anstrengung sein kann, und dies „Denken“ verräth geistige Reife, Selbstgefühl und sogar Stolz. In dem Danken mit Denken liegt daher nichts Herabwürdigendes und nichts Sklavisches, sondern es liegt ein Freiheitsgefühl mit Ueberlegung darin. Endlich bezeugt die physiologische Bildung des Wortes „Dank“, dass unsre Vorfahren, als dies Wort im Affecte sich in ihrem Körper bildete, nie und nimmer ihre Empfindungen und Bewegungen auf einen Menschen, sondern nur auf den Gott, den sie verehrten, bezogen haben können. Der Gott, den sie ahnten, presste ihnen den A-Laut im Denken aus, und sie fingen nothwendiger Weise an, sich herabzuwürdigen und Gott und sich zu lästern, als sie selbst gegen die Menschen, wenn auch nicht in einen gleichen, doch in einen ähnlichen Affect geriethen.

Soviel über die Physiologie des Wortes „Dank“. Ich überlasse dem Leser die Nutzanwendung davon für die menschlichen Verhältnisse und speciell für das Verhältniss zwischen dem Arzte und dem Kranken. Das Danken ist ein Affectzustand, ein Zustand der freudigen, der bewundernden, der erstaunenden und der Verehrung verrathenden Ueberraschung durch ein Gutes, das dem Menschen, dem an sich gebrechlichen und elenden, aber dabei erkenntnissvollen Wesen in seiner

hülfsbedürftigen Lage zu Theil wird. Dieser Affectzustand muss etwas Heiliges sein, und kein Sterblicher hat auf denselben Anspruch. Er gehört nur Gott. Der Mensch darf dem Menschen gegenüber nicht in solchen Affectzustand gerathen; ja er darf ohne besondre rechtfertigende Gründe und Veranlassungen nicht einmal diesen Affectzustand, mit welchem er sich zu Gott wendet, vor andren Menschen zeigen, und wenn er dem Menschen gegenüber in abgeschwächtem Grade in einen ähnlichen Affect geräth, so mag er sich wohl hüten, denselben in solchem Maasse steigen zu lassen, dass seine Würde und die Würde Gottes beleidigt wird. Gott ist der Regulator auch im Dankgefühle und beim Danken der Menschen. Ohne diesen Regulator ist das Danken ein leeres Geschwätz oder eine heuchlerische Rede voll schelmischer oder boshafter Hintergedanken. Erweist mir mein Bruder Gutes oder eine sogenannte Wohlthat, so war es nur seine Pflicht, wie es auch meine Pflicht ist, Wohlthaten zu erweisen, und ich habe ihm höchstens nur den Empfang dieser Wohlthat zu bescheinigen. Diese Bescheinigung geschieht durch den Blick oder Händedruck, und diese besagen, dass die Wohlthat getreu in's Gedächtniss eingetragen ist. Bei einem Menschen, dessen Regulator Gott ist und der es für einen natürlichen Ausfluss seines Lebens hält, Wohlthaten gleichfalls zu erweisen oder vielmehr Gutes überall und immer zu thun, ist die Sache hiermit abgethan; — unter Vollkommnen hört der Dank auf. Wo aber diese Bedingungen nicht gegeben sind, da beginnt mit dem sogenannten Wohlthatenerweisen und mit dem Danken das intriguenhafte, übervortheilende und überlistende Verketten der Menschen untereinander mit seinen unsäglichen Folgen, und es entwickelt sich eine Reihe von Erscheinungen und Verhältnissen, in denen sich Recht und Gerechtigkeit nur schwer oder gar nicht mehr verfolgen lassen. — Man gewöhnt die Kinder daran, zu jeder Gabe ihren Dank zu sagen. Es gehört dies zur Erziehung. Aber es kann sehr wohl durch solche Erziehung die Mannhaftigkeit des Charakters auch verkümmert und statt der Liebe und Herzlichkeit eine falsche, gewinnsuchende Lieblichkeit und Freundlichkeit angewöhnt werden. In den Häusern der Bauern und Handwerker wird von den Kindern auch nicht für jede Kleinigkeit gedankt, während gerade aus ihnen sich die geistig ablebenden höheren Stände zu ergänzen pflegen, und bei einem besseren Geiste in der Familie ist gewiss jene Erziehungsmanier auch ganz unnöthig.

„Dank“ pflegt auf folgende Weise erklärt zu werden: er sei „die Aeussrung des lebhaften Gefühls der Verbindlichkeit für erwiesene Wohlthaten, verbunden mit dem Willen, dieselben womöglich zu erwiedern“; und von der „Dankbarkeit“ sagt man: „sie sei die Anerkennung empfangner Wohlthaten, verbunden mit Liebe und Hochschätzung gegen die Wohlthäter“. Diese Erklärungen sagen viel zu viel. — Zwei Thatsachen liegen in dem Begriffe „Dank“: 1) die Anerkennung einer uns gewordnen Leistung; diese Anerkennung ist eine Pflicht des Empfangenden, und es fordren auch die Wahrheit und die Gerechtigkeit diese Anerkennung; und 2) die Anerkennung eines Abhängigkeitsverhältnisses des Menschen von seiner ganzen Umgebung, also von Gott und von den Mitmenschen; auch diese Anerkennung ist nothwendig, und wiederum fordern die Wahrheit und die Gerechtigkeit von einem verständigen Wesen, dass es diese Abhängigkeit anerkenne. Jeder weitere Zusatz führt auf Abwege. Ueberlasse es Jeder dem Empfangenden, die Leistung, die ihm wurde, und die Abhängigkeit, in welcher er steht, zu erkennen; im Verhältniss dieser Anerkenntniss wird er und muss er freiwillig handeln. Niemand aber hat Recht, seinem Mitmenschen diese Anerkenntniss oder gar die Aeussrung derselben abzufordern, und nur wenn bei der Anerkennung einer Leistung die Lüge an die Stelle der Wahrheit zu treten wagt, hat man ein Recht, für die Wahrheit einzutreten. Es ist sogar eine Beleidigung eines freien und mündigen Wesens, von ihm die genannten beiden Anerkennungen, also Dank von ihm zu fordern, und es kann ja bekanntlich auch eine Herabwürdigung des Empfangenden und eine Beleidigung des Gebers sein, persönlichen Dank abzustatten.

In diesen wenigen Worten liegt die ganze Lehre vom Danke. Verbindlichkeit für erwiesene Wohlthaten ist eine unerlaubte Sache, und der Wille, die Wohlthaten womöglich zu erwiedern, ist ein verführerisches Ding. Niemand hat Wohlthaten zu erwiedern. Jedermann aber hat die Pflicht, das zu thun, was gut und recht ist, und dieses stets zu thun. Die Wohlthaten werden dann schon erwiedert werden und schon an den rechten Mann kommen. Wenn der Gang der Verhältnisse und die Gerechtigkeit es wirklich nicht fügen, dass die Wohlthaten an ihrem Geber vergolten werden, so muss der Gebér dies richtig und gerecht zu beurtheilen wissen. Eine besondre Liebe und Hochschätzung gegen die Wohlthäter ist gleich-

falls eine unerlaubte Sache, denn gleiche Liebe und gleiche Hochschätzung soll man gegen Alle empfinden, und eine Wohlthat und auch zehn Wohlthaten dürfen den richtigen Standpunkt des Menschen nicht verrücken. Wahr und gerecht, frei und selbstständig soll der Mensch handeln; hierzu muss er erzogen werden und hierzu muss er sich bis zu seinem Grabe unablässig selbst erziehen. In diese Erziehung greift aber die übliche Lehre vom Dank furchtbar störend ein. Nur wer wahr und gerecht, frei und selbstständig ist, der hat Gott in seinem Herzen, und ihn, nicht aber die Menschen muss man zunächst in seinem Herzen haben; wer aber Gott in seinem Herzen hat, der hat den Regulator für alle Verhältnisse des Lebens, die oft schwierig genug zu entwirren, zu durchblicken und zu beurtheilen sind. In der Dankbarkeit gegen Gott kann Niemand zu viel thun, die Dankbarkeit aber gegen die Menschen ist eine verführerische Sache. Und in keinem Buche über Moral und Religion habe ich in Betreff der Dankbarkeit gegen die Menschen Befriedigung gefunden, ausgenommen in der Bibel. Wahrheit, Gerechtigkeit und Liebe werden durch die Bibel geboten, und diese Worte besagen Alles. Diesen Worten gegenüber verschwindet das Wort „Vergelten" und verschwindet selbst das Wort „Danken". Dieser Naturlaut hat jenen Worten gegenüber keinen Platz mehr, und wie der Instinct vor der Vernunft, so weicht er vor den höheren, allgemeineren und richtigeren Begriffen. In den Briefen der Apostel wird nur an wenigen Stellen gesagt: „seid dankbar", z. B. Coloss. 3, 15., 1. Thess. 5, 18. In den vier Evangelisten dagegen kommt keine einzige Stelle vor, wo Gott zur Dankbarkeit gegen die Menschen auffordert, und aus dem Munde des Heilands ist also — soweit die Schrift reicht — keine einzige Ermahnung ergangen, dass die Menschen gegen einander dankbar sein sollen. Warum, Ihr Priester, Lehrer und Erzieher, fordert Ihr also eindringlich zur Dankbarkeit gegen die Mitmenschen auf? Zu dieser verführerischen Sache, die dem Gerechtesten schwer fällt! Die Dankbarkeit gegen Menschen nimmt in der Moral eine untergeordnete Stufe in den Begriffen ein; sie gehört zu den Begriffen in der Moral, die sich erst durch weitere Folgerungen ergeben, und es gehen ihr die Wahrheit, die Gerechtigkeit, die Liebe so sehr voran, dass sich für sie und für andre unebenbürtige Begriffe nur schwer noch Platz findet. Also in den vier Evangelisten kein einziges Beispiel von Dank gegen die Menschen! Der Heiland selbst dankte nicht einmal

mit Worten den Menschen, die ihm Gutes erwiesen; wohl aber war sein ganzes Leben eine Hingabe für alle Menschen, und er that rücksichtslos, was Recht war. Nur von Dank gegen Gott redet der Heiland, und auch dieser Dank kommt nicht einmal häufig, aber sprechend und bindend genug vor, nur Matth. 26, 26., Marc. 6, 41., Luc. 9, 16. und 22, 19., also bei der Speisung der Tausenden und bei der Einsetzung des Abendmahls, ausserdem Joh. 11, 41., nach der Auferweckung des Lazarus, und endlich verweist der Heiland den Aussätzigen, den er gereinigt hatte, zum Dank gegen Gott (Lucas 17, 15 und 16,), indem er sein Befremden ausdrückt, dass von den zehn gereinigten Aussätzigen nur Einer und zwar ein Samaritaner umkehrte und „Gott die Ehre gäbe“.

Sehr ohne Halt steht also die übliche Lehre vom Danke gegen die Mitmenschen da, und der Arzt hat kein Recht, Dank zu beanspruchen, Dank zu fordern, zum Dank anzutreiben, die Menschen mit irgend einer Miene zur Dankbarkeit zu verpflichten und gegen sogenannte Undankbarkeit empfindlich zu sein, so wie der Kranke keine Verpflichtung und strenggenommen nicht einmal das Recht hat, dem Arzte dankbar zu sein. Bei der jetzigen Art des Geschäftsbetriebs hat der Kranke nur den Arzt zu bezahlen, und mit dieser Bezahlung muss Alles ausgeglichen und das Band zwischen dem Arzte und dem Kranken wieder ganz gelöst sein. Mag der Kranke nur sonst wahr, gerecht und brav sein; der Arzt wird bei solchen Eigenschaften des Kranken nie zu kurz kommen, wenn der Kranke auch aller weiteren Dankbarkeit entbunden ist. Der Arzt hat nur die Bezahlung zu fordern, und demnächst kann er da, wo die Wahrheit und Gerechtigkeit im Interesse der Wissenschaft oder auch nur in seinem Interesse gefährdet werden, die Anerkennung dessen fordern, was er geleistet hat, sofern das Volk eine solche Anerkennung seiner ärztlichen Leistung zu geben vermag.

IX.

Der Undank der Kranken.

Was man jedoch auch nur immer sagen möge, um die Kranken gegen den Vorwurf der Nichtdankbarkeit und des Nichtdankes in Schutz zu nehmen, die Thatsache bleibt dennoch stehen, dass oft genug nicht bloss kein Dank, sondern sogar thätiger Undank vorhanden ist und dass dies den Arzt leider schwer genug verstimmt und betrübt. Dieser Undank äussert sich auf die mannichfaltigste Weise. Ich kann mich aber nicht entschliessen, diesen Undank zu schildern und alle Regungen und Aeusserungen desselben aufzuzählen. Es ist ja auch dieser Undank leider nur allzu bekannt. Nur Weniges will ich mir hierüber erlauben. Der Undank äussert sich auch als Nichtbezahlung; doch kann die Nichtbezahlung auch auf Rache, auf Betrug oder auf wirklichem Mangel an Mitteln beruhen. In letztrer Hinsicht muss man wissen, dass an wohlhabenden Orten die Mittel gewöhnlich nur in Folge einer schlechten Haushaltung fehlen, und diese lässt dann wieder auf vieles Andere schliessen. Wo es aus solchem Grunde an den Mitteln zum Bezahlen fehlt, da sind die Kranken oft auch noch schlecht genug, selbst das Gefühl der Schuld von sich abzuwälzen. Entweder werden sie dann gleichsam ohne Grund unartig und beleidigend, bloss um das drückende Bewusstsein, dass sie dem Arzte dankbar sein müssen, durch eine andre Gefühlsstimmung zu verdrängen, oder sie finden — und dies ist stets leicht — eine Veranlassung dazu, die man am liebsten in der Kur sucht, indem man z. B. deren Vollkommenheit angreift. Genug, es entwickelt sich und zwar oft äusserst schnell und auch gerade zur rechten Zeit eine gehässige Stimmung der Menschen gegen ihren früheren „Wohlthäter“, gegen denselben Mann, gegen welchen sie zur Zeit der Noth nicht freundlich genug sein konnten, und sie vermeiden ihn, sie suchen die Freundschaft andrer Aerzte auf, sie reden gegen ihn, sie verläumden ihn, sie hintertreiben seine Praxis, sie rathen andren Kranken ganz offen ab, sie setzen seine Leistungen herab, sie posaunen seine Schwächen oder Fehler aus oder wissen doch solche aufzufinden, und sie schaden ihm in jeder Weise. Einmal in die feindliche

Stimmung hineingerathen eifert man sich an der Hand kleiner Gründe in dieselbe immer tiefer hinein und glaubt endlich im vollen Rechte zu sein. Oft geht diese Feindschaft bald stiller, bald offner durch's ganze Leben fort, so lange solche Leute in der Nähe ihres früheren Arztes sind. Solcher feindseligen Leute wegen allein schon muss der Arzt auch gute Freunde haben, die jenen das Gegengewicht halten oder sie zur Ruhe bringen. Hat das boshafte Benehmen der Menschen in der That keinen andren Grund, als Rache deswegen zu nehmen, dass der Arzt Honorar forderte, so giebt es gar kein andres Mittel, um die Feindseligkeit zu Ende oder doch zum Schweigen zu bringen, als entweder die Schuld den Menschen zu erlassen und zu suchen, dass man dieselben wieder gewinne, oder die Bezahlung energisch zu betreiben, wobei es dann zum Vortheil des Arztes auch ruchbar wird, warum seine früheren Kranken gegen ihn feindlich handelten. Die Schuld muss in irgend einer Weise getilgt sein, eher giebt es keinen Frieden, und nach der Tilgung der Schuld sind dann die Menschen gegen den Arzt oft wieder so freundlich wie früher. Wer sehr darauf bedacht ist, als Arzt einen grossen Ruf zu bekommen, der meidet ängstlich jeden Conflict, welcher aus einer Honorarfordrung entstehen könnte; er thut wohl selbst so, als denke er nie an eine solche Fordrung und, wenn er sie bereits gethan, als sei dies fast aus Versehen geschehen. Und für einen Arzt, dem zu einer grossen Praxis auch Aussicht vorhanden ist, wird solches Verfahren nützlich, ja nothwendig, und jedenfalls wird es keine ganz fruchtlose Speculation sein. Nur ist es zu beklagen, dass sich der Arzt mit solchen und mit noch andren Speculationen befassen muss. -- Da, wo die Menschen sich bloss ungern von dem Gelde trennen, da ist ein gegen dieselben ausgeübter Zwang, sobald man lang genug gewartet hat, auch ganz am rechten Orte. Mit der erledigten Schuld kehrt dann gewöhnlich die Einsicht zurück, dass der Arzt im Rechte war. Viel schwieriger ist es da, wo die Mittel zur Bezahlung des Arztes schwer beschafft werden können und ihre Beschaffung noch lange auf dem Kranken lastet. Dies drückt den Arzt selbst, wenn er es hintendrein erfährt, gar sehr, es sei denn, dass seine eigne Noth sehr gross ist oder dass er bereits Undank genug erfahren hat. Auch giebt es Menschen, die auf alle mögliche Weise Alles umsonst haben wollen, und deren Ausgaben sind auch stets grösser als ihre Mittel; solche Leute werden durch den Zwangsbefehl nie versöhnt, immer

taucht in ihnen die Erinnerung auf, wie viel Nutzen sie gehabt haben würden, wenn sie den Arzt nicht zu bezahlen nöthig gehabt hätten, und eine Kur kann noch so glücklich, noch so lebensrettend gewesen sein, sie bleiben dem Arzte nicht gewogen, bloss weil er nun einmal Bezahlung genommen hat. Nimmt er keine Bezahlung, so bleiben sie ihm bloss einige Zeit nicht treu, um die Schuld verjähren, um sie nicht anhaltend noch grösser werden und sie besser in Vergessenheit kommen zu lassen, aber sie bleiben ihm doch gewogen oder werden wenigstens nicht feindlich gegen ihn. Es ist über dieses Alles sehr viel zu sagen; wir begnügen uns indess mit der Thatsache, dass die dem Arzte zu leistende Bezahlung ein wichtiger Grund ist, warum die Kranken ihrem Arzte keinen Dank wissen wollen. Man muss einen Stand sehr wenig liebhaben, wenn man ihn so, wie es im ärztlichen Stande der Fall ist, allen Misshelligkeiten und Unannehmlichkeit blossstellt, die mit dem Geldfordern — sogar mit dem Fordern weniger Groschen — und mit dem Eintreiben der Forderung verbunden sind. Uebrigens kann man auch wahrhaftig nicht sagen, dass die Menschheit den ärztlichen Stand lieb habe. Man liebt Einzelne und schätzt Andere, und Jeder hat irgend einen Anhang, aber eine Liebe der Menschheit zur Gesammtheit der Aerzte existirt nicht. Das Volk liebt höchstens seine Priester, aber in gleicher oder nur ähnlicher Weise liebt es nicht seine Aerzte, — und wie kann der Dank gegen seine Aerzte dann gross sein! Obwohl ich weiss, dass die besoldeten Menschen auch wohl sehr begierig thun und oft nicht genug bekommen können, dass sie leicht noch unzufriedner sind als die nicht fix Besoldeten, auch vielleicht gern sich ihrer Arbeit entziehen und sich nach Ferien und nach Urlaub sehnen, so muss ich doch der fixen Besoldung der Aerzte das Wort reden, weil trotz aller Uebelstände bei einer sonst zweckmässig eingerichteten Praxis sehr grosse Vortheile für das Publikum damit verbunden sind. Die sogenannten Beamten haben übrigens häufig ein ungenügendes Auskommen, namentlich aber fehlt ihnen das wissenschaftliche Interesse an ihrer Arbeit, — ein Interesse, das dem Beamten mit gelehrtem Berufe einen ganz andren Charakter giebt. — Ich sprach im Laufe dieser Schrift von der illegalen Concurrenz, und ich muss hier auch die ungleiche Concurrenz der Aerzte unter einander erwähnen. Sie wird ebenfalls durch die feste Besoldung aufgehoben, und es können dann dem Arzte, der reicher ist oder der aus einer an-

gesehenеren Familie stammt, diese Vorzüge, die ihm bei einer freien Praxis sehr zu statten kommen, nicht viel mehr nützen, da ihm ein Wirkungskreis angewiesen ist, in welchem er bei der festen Besoldung Alles unentgeltlich zu leisten hat.

Die Kranken sind oft genug unzufrieden, nicht bloss wegen der Bezahlung, sondern auch wohl wegen der Höhe des Honorars, wegen der Leistungen des Arztes, wegen seiner Person, wegen seines Benehmens und selbst wegen irgend einer Einzelnheit, wegen eines Wortes, wegen einer Untersuchungsweise etc. Sehr häufig mag man gerade die Person des Arztes und sein Benehmen nicht leiden, und in Folge dieser Art von Unzufriedenheit ist man ihm gleichfalls weniger dankbar, ehrt ihn weniger, bezahlt ihn weniger reichlich, und selbst nach der besten Kur achtet man ihn weniger hoch und liebt ihn weniger, als man irgend einen andren Arzt von willkommnerer Persönlichkeit und mehr ansprechendem Benehmen achten und lieben würde. Es wirft dies ein grelles Licht auf die Stellung des ärztlichen Standes und noch mehr auf die Menschen, die so sehr verwöhnt sind, dass sie nur Wesen, die ihnen ganz wohlgefällig sind, um sich wissen wollen und darin einen oft ganz besondern Geschmack haben. Man lässt es den Arzt fühlen, dass er nicht gefällt; und man kann dies in manchen Familien bis zu den Kindern und den Dienstboten herab merken. Es giebt nun da Aerzte, die dadurch sehr verstimmt und sogar in einer erfolgreichen Kur so sehr gestört werden, dass sie sich zu jeder Stunde gern zurückziehen möchten, während andere Aerzte es so geschickt zu beginnen wissen, sich in die Gunst ihrer sogenannten Clienten zu setzen, dass alle anfänglichen Vorurtheile schwinden und die Gunst selbst wohl höher und höher steigt. Aber welcher Aufwand von Thätigkeit und welcher Zeitverlust gehören dazu, und wie sehr leiden dabei der Charakter, die Wissenschaft und der eigentliche Zweck des Arztes! Alle die Aerzte, welche die Vorurtheile der Menschen so gut zu überwinden wissen, gehören am wenigsten zu den edlen und braven Charakteren und noch keinesweges zu denen, welche glücklicher kuriren. Auch kommt es vor, dass die Kranken den Arzt, obwohl er ihnen nicht gefällt, seiner wirklichen oder vermeintlichen Leistung wegen oder doch wegen irgend eines andren von ihm erhofften Nutzens dennoch mit Geduld ertragen, und sie haben dann die Zeit oft längst im Voraus festgesetzt, bis zu welcher die Bekanntschaft ein Ende haben soll. Eine Art von

Dienstbotenverhältniss tritt häufig deutlich genug hervor. Mit den Leistungen des Arztes ist das Volk gewöhnlich um so mehr zufrieden, je liebenswürdiger und dienstfertiger der Arzt ist, zumal wenn er dabei gar noch eine höhere Stellung einnimmt und verschiedne Auszeichnungen ihm einen Glanz verleihen. Durch sein Benehmen kann der Arzt die Zufriedenheit mit seinen Leistungen sehr erhöhen und die Anerkennung derselben sehr steigern, auch den Ausbruch der etwaigen Unzufriedenheit sehr verhindern und beschränken. Der Arzt, der nicht viel wissenschaftliches Streben besitzt, hat zu allen solchen Dingen Zeit genug; wer aber den Kopf voll wissenschaftlicher Sachen hat, der passt wenig in diesen raffinirten Verkehr mit den Menschen, und er zieht den Kürzeren, wenn er auch und zwar selbst in Betreff des glücklichen Kurirens der Beste von Allen in seinem Bereiche ist. Indess auch das geschickteste Benehmen des Arztes reicht glücklicher Weise nicht immer aus, wenn es sich um Sein oder Nichtsein der Kranken, um die Kraft ihrer Gesundheit oder um ein geknicktes Leben handelt; das Urtheil erwacht häufig endlich doch und die ungenügenden Leistungen des Arztes werden, bald früher bald später, klarer erkannt. Es muss nun schon ein triftiger Grund vorliegen, damit der Gebildete den Arzt seine Unzufriedenheit fühlen lasse, während der Ungebildete seiner Unzufriedenheit ohne Rücksicht Worte verleiht. Aber wahrhaftig, oft ist das Urtheil auch ungerecht und dabei lieblos! Häufig genug ist es gar nicht die Schuld des Arztes, dass die Kur ohne Erfolg oder der Erfolg unvollkommen ist, und oft sogar wird der gewonnene Erfolg durch den Kranken selbst wieder vereitelt oder geradezu vernichtet; indess dem Arzte wird die Schuld dennoch zugeschrieben, und um dies zu können, wird irgend ein Fehler aufgesucht, der sich dann auch sicher findet, und sei es auch nur der Fehler, dass man angeblich nicht Vorsicht genug empfahl. Der Arzt thut klug daran, durch eine vollständige und selbst wohl tägliche Aufnahme des Thatbestandes sich gegen alle späteren Vorwürfe zu sichern; besonders bei äussren Schäden ist diese Vorsicht unerlässlich. Man kann in dieser Hinsicht Niemand trauen; denn Jeder sucht den Grund eines Missgeschicks gern von sich abzuwälzen, und in der Beurtheilung von Krankheitszuständen ist ja das Volk unmündig. Wer seine Leistungen, seine Kurerfolge gesichert, klar und unbeeinträchtigt haben und erhalten will, der muss unter Führung eines

Protocolls darüber wachen, und sei dies Protocoll auch nur eine Notiz, ein Gypsguss, eine Zeichnung oder sonst ein Beweismittel über das, was vorher bestand und was man erlangt hat. Man leistet auch um so mehr, je mehr man über seine Leistungen wacht; und kann man auch dem Kranken trauen, in einem exacten Experimente muss man, selbst in Betreff der Anerkennung des Resultates, Niemand trauen. Es ist eine Folge der übertriebnen und unklaren Ansprüche an die ärztliche Kunst und daher auch eine Folge der Lieblosigkeit, die in dem Publikum gegen den ärztlichen Stand herrscht, dass es seine Unzufriedenheit so leicht und so hart äussert. Trotz dieser sehr verbreiteten Unzufriedenheit kommt aber immer wieder eine übergrosse Zufriedenheit mit den Leistungen der Aerzte vor. Und es kann dann der Kranke Wochen und Monate lang schmachten, er kann unheilbar werden und verkrüppeln, und er kann sterben und verderben, aber Alles wird gut geheissen. Der tröstende Ausspruch der Betheiligten heisst dann: „was ärztliche Kunst und treue Pflege vermochten, ist geschehen." Immer ist diese übergrosse Zufriedenheit eine Folge der Beschränktheit und Unwissenheit, und sie findet sich namentlich höhergestellten Aerzten, den Lieblingsärzten des Publikums und den einheimischen Aerzten gegenüber, die man emporbringen möchte. Wie muss es den Arzt, der solche unbedingte Nachsicht und Zufriedenheit nicht geniesst, schmerzen, die Gunst und das Vertrauen des Volks so blind, so unbegründet und oft so ungerecht vertheilt zu sehen. Es ist Mangel an Selbstthätigkeit des Volks, wenn es in den verschiednen Berufsarten Einzelne so ungemessen bevorzugt; das Volk stellt immer wieder Götzen auf, damit deren Ausspruch und Handeln ihm alle Sorgen abnehme.

Verweigerte Bezahlung, schlechte Bezahlung und ungerechte oder doch unbegründete und allzu lieblose Unzufriedenheit sind — abgesehen von allem Anderen, worin sich der Mangel an Dank oder gar der Undank ausspricht, — häufig genug das Loos des Arztes, und sie drücken ihn um so mehr, als er etwa keine höhere Stellung einnimmt, keine grosse Praxis besitzt und auch sonst keine grosse Einnahme hat, — Umstände, die ihn die Kränkungen schneller wieder vergessen lassen. Jene Missgeschicke stören ihn in der That dermaassen, dass er zur Aufrechthaltung seines Geschäftes sich gezwungen sieht, wohl dafür zu sorgen, dass die Kranken dankbar sind. Und er muss also leider die Dankbarkeit seiner Kunden durch Freundlichkeit, Artigkeit, Ge-

fälligkeit, Liebenswürdigkeit, Aufmerksamkeit und durch jegliche Sorgfalt pflegen. Er muss auch darauf bedacht sein, dass kein Fleckchen an ihm haftet. Denn haftet nur irgend etwas Ungünstiges an ihm, so haftet auch sofort mehr Undank an ihm, und auf welchen schon Einige ihre Steine werfen, auf den werfen gern Viele und bald Alle ihre Steine. Es hätte nun ein solcher Zwang zur Liebenswürdigkeit und äusserlichen Vollkommenheit auch sein Gutes, wenn nicht die Leistungen des Arztes darunter Eintrag litten und wenn nur ohne zeitraubende Mühen die Gunst und die Gewogenheit der Menschen gewonnen und erhalten werden könnten. Die Nebensache wird zur Hauptsache, und der Kranke und die Wissenschaft müssen es büssen. Gewiss, der Arzt ist unter Umständen sehr geplagt; wer heute noch über Alles erhaben zu sein scheint, der kann morgen schon sehr gedemüthigt dastehen, wenigstens im Verhältnisse zu dem so eben noch genossnen Sonnenscheine des Glücks. Der Arzt reibt sich auf in dem Wechsel des Geschicks und in der Sorge um die Gunst und um den Dank, wie in dem Schmerze wegen des Undanks des Volks. Und dieser Undank übersteigt oft alle Begriffe. Die Ausbrüche, wenn es nicht nach Wunsch oder etwa auch bloss nicht schnell genug geht, die Bosheit, dem Arzte eine Schuld, einen Fehler anzuhängen, die Umwandlung der früheren Freundlichkeit in Hass und Rache, die Falschheit, die im Herzen auftaucht, die Gemeinheit, die sich in der Bezahlungsverweigerung zeigt, das Verläumden, die geflissentliche Beeinträchtigung des ärztlichen Rufs, die Untergrabung der Praxis auf jegliche Weise, oft genug in Gesellschaften methodisch geübt, etc. etc., all dies Böse oder doch Lieblose erreicht oft das Grossartigste, was man sich im Gebiete der Feindschaft nur denken kann — und es ist dies auch mit ein Grund, warum der Arzt sich gern zu den Parteien neigt, die einen socialen Umschwung in allen Verhältnissen anstreben. Er möchte in den herrschenden Familien die Ungerechtigkeit gezüchtigt und das Partei-, Intriguen- und Cliquenwesen, das er selbst befördern half, mit einem Schlage zertrümmert sehen. Es ekelt ihn die Gesellschaft an, die ihn täglich ärgert und martert. In der Familie des Arbeiters, so scheint es ihm, findet er Erholung. Jedoch bei dem üblichen Geschäftsbetriebe des Arztes giebt es nirgends Frieden, nur Schein, nur die Sorge und die Unruhe des Erwerbs. Es ist niederschmetternd für den Arzt; aber er ist an das Getriebe nun einmal gebannt, und so sehr ist er gedrückt, dass

der Gedanke, „ein Wohlthäter der Menschheit zu sein", gar nicht mehr in ihm erwacht. In der Geschäftsjagd ist diese Idylle längst verschwunden, und vom Standpunkt des Wohlthäters blickt er auf den Undank der Menschen längst nicht mehr herab. Lieblos muss man der Lieblosigkeit gegenüber selbst endlich werden. Und wer wollte die volle Entrüstung nicht empfinden?

Indess das Volk versteht ja gar nichts von der Heilkunde, und man bringt ihm über den Arzt und über das Kurverfahren keine Kenntnisse bei! Wie kann es da anders, als boshaft oder doch ungerecht und lieblos werden und handeln, wenn es nicht nach Wunsch geht? Und dies ist ein wichtiger Entschuldigungsgrund für das Benehmen der Kranken und ein zweiter, sehr bedeutender Entschuldigungsgrund ist der Brodneid der Aerzte. Kein Kranker handelt schlecht gegen seinen Arzt, wenn nicht ein andrer Arzt auf irgend eine Weise dahinter steckt, oder wenn nicht wenigstens der Kranke weiss, dass er bei irgend einem oder gar bei jeglichem Arzte sofort die bereitwilligste Aufnahme und Hülfe, die herzlichste Theilnahme für sich und die vollste oder doch eine aufmerksame Partheinahme gegen seinen früheren Arzt findet. Oft sind drei bis vier Mittelspersonen vorgeschoben, und diese wirken auf den Kranken und stören das Verhältniss zu seinem Arzte. Oft sitzt der Störenfried sogar an einem ganz entfernten Orte. Ein andres Mal ist es das Beispiel, welches die Aerzte dem Volke bereits gegeben haben, und man ahmt dies Beispiel bei geeigneter Gelegenheit nach, auch ohne dazu angetrieben zu sein; irgend eine verschmitzte Person weiss dann in dem Gange der Kur oder in dem Benehmen, in den Reden, in den Geberden des Arztes Etwas aufzufinden, das als Grundlage des Complottes dient. Zuweilen ist es auch ein hingeworfnes Wort eines andren Arztes, das man, indem man ihm von einer Kur erzählt, gierig auffasst. Gedanken reihen sich an Gedanken, und eines Tages ist für den Kranken, den man behandelt, ein andrer Plan ersonnen. Nichts ahnend kommt man in's Haus, und ganz umgewandelt findet man die Menschen; man erstaunt und erschrickt schier ob dieser Veränderung, und es bedarf einer geschickten Geistesoperation, um das Ungewitter zu zerstreuen, das sich, bald langsamer bald schneller, zusammengezogen hat. Ja, die Aerzte selbst sind schuld, sie sind schuld schon aus alten Zeiten her, dass das Volk in seinen Krankheiten so ungerecht und nach seiner Genesung so un-

dankbar gegen seinen Arzt sein kann. Allerdings liegen die Erfolge glücklicher Kuren bereits vor, und es muss dem Volke somit leicht sein, die Leistungen seines Arztes mit denen andrer Aerzte zu vergleichen und somit zu urtheilen, ohne dass es erst aufgestachelt werden muss. Jedoch die Erfahrung ergiebt oft genug allzu deutlich einen ganz andren Sachverhalt. Wohl kann man dafür Entschuldigung finden, dass das Volk in Betreff seiner Kuren und Kurangelegenheiten sich bei Laien und bei andren Aerzten Rath erholt, denn es kann ja auch sein, dass ein Arzt seinen Kranken nicht zu kuriren weiss, aber sich scheut, einen andren Arzt zur Hülfe zu rufen, und es können Schwierigkeiten und Verwicklungen verschiedner Art vorliegen, die man nicht ohne Ueberlegung lösen mag. Indess dann fange man es doch wenigstens aufrichtig und ohne Tücke und Hinterlist an und bemühe sich auch zur rechten Zeit etwas um die Kenntniss der Heilkunde, um im Falle der Noth nicht urtheilslos und rathlos und als ein Spielball der Intrigue dazustehen. Wenn es einem hinzugezognen Arzte die grösste Ueberwindung kostet, in offner Conferenz herauszustottern, dass sein betheiligter College vollkommen richtig gehandelt hat, wie ganz anders mag er erst hinter dem Rücken seines Mitbruders reden! Doch ich sagte schon oben, das es edle Charaktere von Aerzten giebt, die frei und offen ihren Collegen in Schutz nehmen. Aber kaum ist dies geschehen, so eilt vielleicht der Vater des Kranken zu solchem hinzugerufenen Arzte in's Haus, erörtert noch einmal den bisherigen Verlauf der Krankheit und der Kur, und unsren edlen Freund wandelt plötzlich menschliche Schwäche an. Die Aerzte sind durch die unglückselige Art ihres Geschäftsbetriebs ehr- und brodneidisch, sie sind unaufrichtig gegen einander, feige gegen das Volk und sie sind allzu devote Sklaven ihrer Kranken geworden; sie fürchten, einen schon sichtlichen Vortheil zu verlieren, wenn sie nicht sofort in das Geschwätz eingehen, das ein Laie über die Kur eines Arztes anzustimmen vermag. Und hier begegnen wir einem wichtigen Grunde, warum die gebildete Klasse auf alle Gefahren hin bei ihrem Hausarzte auszuharren pflegt; sie scheut und sie fürchtet die Klatschereien, Zänkereien und Intriguen, die sich zuweilen an dem Krankenbette und um dasselbe entspinnen.

Die Aerzte sind gegen das Publikum schwach, und selbst der beste Mensch fällt als Arzt in die Schlingen, mit denen der Kranke ihn freundlich und gewinnend meisterhaft zu umstricken

weiss, sobald er gegen seinen bisherigen Arzt klagen will. Der Gerechtigkeitssinn und die Unabhängigkeit müssen bei einem Arzte sehr gross sein, wenn er nicht bei der Sorge um seine ärztliche Praxis in den Fehler verfallen soll, seinem Collegen zu schaden. Die Aerzte sind aber dennoch nicht aus schlechten Absichten gegen das Publikum schwach, sondern deshalb, weil sie sich — mehr als es erlaubt ist und mehr, als es bei einem bessren Geschäftsbetriebe nöthig wäre — dem Publikum so sehr ganz und gar hingeben, dass sie ihre Person und ihren Beruf verwechseln. In der That der wesentlichste Grund dieser Schwäche ist die übergrosse Aufopferung; alle anderen Beweggründe treten erst nachträglich hinzu. „Helfen von ganzem Herzen und um jeden Preis“, dies ist gleichsam der Wahlspruch, der jedem Arzte unklar und unbewusst im Sinne schwebt, und eben dieser schier blinde Trieb ist auch die hauptsächlichste Ursache, dass der Arzt, welcher zu einer von einem andren Arzte schon begonnenen Behandlung hinzugerufen wird, diesem Arzte so leicht Unrecht zu thun pflegt. Wer aus Trieb und Neigung Arzt wird, in demjenigen liegt ein äusserst guter Grund, und nur die schlechte Einrichtung des Geschäfts, Sitte, Gebrauch und die Verhältnisse tragen die Schuld, dass die guten Eigenschaften nicht die zu erwartenden guten Früchte bringen, sondern wohl gar noch üble Folgen mit sich führen. — Bei einem richtigeren Geschäftsbetriebe sind die Fälle, wo die Kur in der Behandlung eines Arztes nicht gelingen will und andre Aerzte hinzugezogen werden müssen, mit voller Gerechtigkeit vorgesehen.

Die Aerzte sind es, welche das günstige oder das ungünstige und feindliche Urtheil der Kranken bestimmen, dies Urtheil von Anfang an in der Gewalt gehabt und geleitet haben; sie sind es selbst, welche die Kranken gut gewöhnen, aber auch schlecht gewöhnen, verwöhnen, verziehen und für das Kurgeschäft verderben können; und sie sind es, welche das Volk dazu erziehen können, gute oder schlechte Kuren zu machen, gegen den Arzt dankbar oder undankbar und grob zu sein und in dem Arzte einen Freund oder einen Feind zu sehen. Die Aerzte haben dies Alles in der Hand, und sie haben somit endlich auch die guten und die bösen Folgen hinzunehmen. Jeder aber hat nur immer an das Wohl der Kranken und an seinen eignen Nutzen, aber nicht darüber hinaus, nicht an die Collegen, nicht an die Wissenschaft, nicht an die Gesammtheit, nicht an den Beruf selbst gedacht,

und das Kuriren war ein zerstückeltes Privatgeschäft, das sich zu keiner Allgemeinheit zu erheben vermochte.

Kranksein, nicht arbeiten können, Geld ausgeben und dafür Kuren bekommen, mit denen man nicht zufrieden sein zu können glaubt, auch langdauernde, kostspielige und schmerzvolle Kuren machen und in der Kur voll trüber Aussicht auf die Zukunft da liegen müssen, das ist keine Kleinigkeit. Wohl erträgt Mancher dieses geduldig, und weil er es so geduldig erträgt, so muss man ihn zuweilen gar noch bewundern, wenn nicht beschränkt nennen. Aber nicht Alle ertragen dies Loos gleich geduldig, und oft bricht ihr Unwille gerade gegen den aus, der es am wenigsten verdient und der unter schwierigen Verhältnissen seine Sache relativ sogar gut gemacht hat. Ist denn aber dieser Ausbruch des Unwillens ein so schweres, ein so gewichtiges Ereigniss? Vielleicht legt der Nachbar unter demselben Dache nicht einmal grosses Gewicht darauf. Auch muss man es begreiflich finden, dass die Missverhältnisse zwischen dem Kranken und seinem Arzte gar nicht selten sein können. Und in der That sind die Erfahrungen der Aerzte über die sogenannte Undankbarkeit der Kranken sehr zahlreich und für sie sehr bitter. Dass sie aber diese Erfahrung immer wieder sehr bitter empfinden, das rührt nur daher, dass das Elend ihrer Stellung, die Unzulänglichkeit ihrer Kunst und die übelen, unzweckmässigen und thörichten Verhältnisse ihrer Berufsausübung sehr schwer auf ihnen lasten, und dass sie nirgends Abhülfe dafür wissen und sehen. Ein Bestreben nach Verbesserung ihrer Lage lässt sich darin erkennen, dass die Aerzte gegen ihre Kranken einen Bund gemacht haben, bald mehr unsichtbarer Art, bald offenkundig, in der Form von Vereinen. Dieser Bund bezweckt aber nichts Böses gegen die Kranken. Sondern die Aerzte haben sich einander nur mehr genähert, sind collegialischer und brüderlicher geworden und geben sich mehr gegenseitig Schutz und Hülfe gegen alles Ungerechte, was das Interesse des Einzelnen oder des Standes trifft. Und dieser Bund ist zweckmässig. Wenn der Arzt bei seinen Collegen keine Hülfe findet, wer sonst soll ihm helfen? Und ist auch diese Hülfe nicht immer ganz aufrichtig, so ist es doch für ihn immer noch eine gute Hülfe. Die ärztlichen Vereine haben sich übrigens bereits überlebt. Sie waren und sind nur ein schwacher Versuch zu einer Schöpfung, die in ganz andrer Gestalt an ihre Stelle treten muss.

Wohl bringt der ärztliche Beruf bei dem üblichen Geschäftsbetriebe viel Unangenehmes mit sich. Indess welches Geschäft wäre denn von Unangenehmem frei? Es hat doch jedes Geschäft seine Sorgen und seine Lasten, und viele Geschäfte bringen noch viel grössre Sorgen und Lasten mit sich, als der Arzt nur irgend zu tragen hat. Und wer ist, der sich über sogenannte Undankbarkeit nicht zu beklagen hätte? Unter Allen, die einen Beruf betreiben, ist aber Niemand, der grössre Ansprüche an die Dankbarkeit der Menschen macht, als der Arzt, und dies ist zunächst der Grundquell des ganzen Uebels. Diese sonderbare, stets befremdende und in der Welt sonst verhältnissmässig ungewöhnliche Erscheinung, nach dem Danke der Menschen so sehr begierig zu sein und denselben so laut zu beanspruchen, findet aber ihre einzige und richtige Erklärung in der Unklarheit des ärztlichen Berufs, in der Unklarheit der Aufgabe und der Lösung dieser Aufgabe.

Die Bezahlung und die verschiednen Arten von bald stiller, bald lauter Unzufriedenheit der Kranken mit dem Arzte machen die Hauptklagepunkte aus, die der Arzt in Bezug auf die Undankbarkeit der Menschen aufstellen kann. Alle andren Klagepunkte lassen sich fast nicht öffentlich aufstellen, weil sie zu sehr eine Beeinträchtigung der Freiheit der Kranken in sich schliessen würden, und sie machen daher mehr den Gegenstand des stillen Schmerzes aus, den der Arzt für sich behalten muss oder doch nur dem Allervertrautesten klagen kann. In dieser Beziehung müssen wir die eigenthümliche Erscheinung verzeichnen, dass kein Arzt mit seinen Klagen über die Kranken bei einem andren Arzte volle Theilnahme findet. Häufig gehört auch die Unzufriedenheit der Kranken und selbst wohl die Bezahlung zu den Leiden, die man für sich behalten und still verschmerzen muss. Denn eine Demüthigung, ein Mangel an Achtung liegt in allem Unangenehmen, das dem Arzte aus seiner praktischen Thätigkeit widerfährt. Drum begräbt ein tiefes Schweigen oft selbst solche Unannehmlichkeiten, bei denen der Arzt ganz frei von jeder Schuld ist. Denn der Arzt muss einen gewissen Stolz haben, und dieser kann und darf sich nur erst mit der Kur durch das rechte, durch das specifische Mittel vermindern. Die Bezahlung und die Unzufriedenheit, sagte ich, sind gewissermassen die beiden öffentlichen Anklagepunkte, die der Arzt gegen das Publikum erhebt, und sie erfordern noch eine kurze Beleuchtung.

In Betreff der Bezahlung sieht es aber im ärztlichen Stande nicht schlechter aus, als in jedem andren Geschäfte. Der Arzt betreibt nun einmal ein Geschäft. Er muss sich daher die Gleichstellung desselben mit andren Geschäften in mancher Hinsicht gefallen lassen. Und weil die Bezahlung jedes Geschäft berührt, so kann die Nichtbezahlung oder schlechte Bezahlung streng genommen zu einer Klage über Undankbarkeit nicht einmal erhoben werden. Der Arzt kann in Betreff der Bezahlung keinen Vorzug vor denen beanspruchen, die ein andres Geschäft betreiben; er selbst darf solchen Anspruch nicht einmal erheben und er thut es auch nicht. Weil er nicht so baare Geschäftsauslagen täglich hat, wie der Handwerker, so wird er auch bei gerichtlichen Fordrungen den Gläubigern aus dem Handwerkerstande nachgesetzt, und ich habe noch keinen Arzt gefunden, der dies missbilligt hätte. In Betreff der Bezahlung und der Verluste sieht es im ärztlichen Geschäfte sogar viel besser aus, als in manchen andren Geschäften; freilich gehört oft dazu, dass der Arzt die Einnahme der ausstehenden Honorare genügend betreibt. Die Verluste, vertheilt auf mehre Jahre, betragen in geldreichen Gegenden nicht fünf vom Hundert, und die Bezahlung fällt an wohlhabenden Orten durchschnittlich merklich besser aus, als in vielen andren Geschäftszweigen. Nur mit dem Kaufmann, mit dem Fabrikanten und Speculanten und zum Theil mit den hohen Beamten kann der Arzt keinen Vergleich eingehen; die Juristen, Theologen und Lehrer übertrifft er dagegen in seiner Einnahme bedeutend. Es würde auch den Arzt die Verweigerung oder die Schmälerung seines Lohns nicht mehr als jeden andren Geschäftsmann betrüben, wenn er nicht eben darin eine Geringschätzung seiner Leistung erblickte und wenn er sich nicht überhaupt darüber ärgerte, dass er als wissenschaftlicher Mann für wissenschaftliche Arbeiten Geld fordern und eintreiben muss; und bitter bleibt es für ihn, dass er eine so zwitterhafte Stellung einnimmt, halb Gelehrter und halb Geschäftsmann sein soll. In der That, wenn man gerecht über Dank und Undank der Kranken urtheilen will, so muss man hierbei Alles, was sich auf die Bezahlung bezieht, fallen lassen, zumal die schlechte, ungenügende, verspätete und verweigerte Bezahlung, obgleich sie ein Zeichen der Undankbarkeit sein kann, auch oft genug ein Act des Betrugs und der Ueberlistung ist, die selbst bei der Benutzung des ärztlichen Geschäfts ihren Nutzen suchen. Wie die Bezahlung, so muss man ferner auch die Unzufriedenheit der Kranken bei der Be-

sprechung des Danks und des Undanks für ärztliche Leistungen als Klagepunct ausscheiden. Denn wenn man irgend billig sein will, so muss man es doch dem Kranken wahrhaftig wohl gestatten, auch unzufrieden sein zu dürfen. Ich wünsche freilich, dass sich die Unzufriedenheit nur am rechten Orte und in gerechter Weise äussre. Aber man bedenke, was Alles dazu gehört, wenn ein Kranker seine Unzufriedenheit richtig und in gerechter Weise kundgeben soll. Die Aeussrung der Unzufriedenheit ist nur der Versuch eines Urtheils über die Leistungen des Arztes. Und wenn das Volk über diese Leistungen gerecht urtheilen soll, so müssen ihm die Aerzte die Anleitung hierzu geben. Sie müssen es also in einem noch ungeahnten Umfange belehren, und es muss sich, was auch sonst in jeder Hinsicht noth thut und gut ist, an dem Geschäfte des Heilens, zunächst durch Erlangung von Kenntnissen über dasselbe, mehr betheiligen. Dies Alles ist noch nicht geschehen. Man hat gar nicht daran gedacht, dass das Volk, das die Krankheit und die Kur zu erleiden hat, auch mitzusprechen habe, und man hat das Volk in der Heilkunde sogar fast absichtlich dumm gehalten. Man verbietet ihm mitzusprechen, man gestattet ihm ungern, seine Bemerkungen anzubringen, man zürnt über seine Einwendungen, man will, dass der Kranke und seine Familie sklavisch ergeben und untergeben seien, und während der Geistliche und der Jurist ihre Gesetzbücher vorlegen und das Volk auf dieselben hinweisen können, kann der Arzt nichts Aehnliches vorweisen; Alles ist vielmehr seiner persönlichen Einsicht anheimgestellt, und ihm ist volle Willkür gegeben, obendrein mit der Möglichkeit, seine Handlungen nach Belieben und selbst wohl mit den gehaltlosesten Gründen zu vertheidigen. In keinem Berufe kommt eine ähnliche Unordnung vor, und die Folge davon ist das unrichtige und das ungerechte Urtheil der Kranken. Dieses Urtheil kränkt, verstimmt, betrübt und beleidigt uns. Aber wir und unsre Vorfahren im Berufe haben es selbst verschuldet. Die Aerzte wollen doch, dass das Volk in allen andren Gebieten mündig sei und selbstständig urtheile. Nun, so muss es auch im ärztlichen Berufe diese Freiheitsstufe erlangen. Nur aus Unwissenheit und aus Mangel an Bildung urtheilt es ungerecht, lieblos und hartherzig, und oft genug entspringt diese Härte aus der Krankheitsgefahr, in welcher es sich befindet oder sich zu befinden glaubt. Erziehung und Belehrung sind daher auch hier die Mittel zur Abhülfe. Und wenn das Volk über die

ärztlichen Leistungen seine Unzufriedenheit äussert, hat dies nicht auch sein Gutes? Wie kläglich armselig an Geist erscheint eine Familie, die mit ihrem Arzte, der ein Glied der Familie sichtlich zu Tode kurirt hat, dennoch ganz zufrieden ist! Und wenn das Volk sich über unsre Behandlung des Typhus beklagt, hat es denn nicht Recht? Wenn es über unsre stereotypen Behandlungen mancher Leiden, — Behandlungen, die häufig genug blosse Leitungen der spontanen Genesung sind, sofern diese dabei eintreten will, — sich beklagt, hat es denn Unrecht? Wo ist der Sporn zum Fortschritt in diesem Geschäfte, wenn das Volk der Alles gut heissende Sklave sein soll? Soll das Volk sein Unglück in der Kur und seinen Arzt immer mit dem Refrain entschuldigen, „dass die Wissenschaft noch nicht weit genug vorgeschritten sei“? Ist denn der Arzt selbst in seinen Ansprüchen an andre Stände so sehr zufrieden, geduldig und nachsichtig? Und welches Gewerbe hätte denn das Urtheil und also auch die Unzufriedenheit der Menschen nicht zu ertragen? Selbstgefühl und Stolz hat auch der geringste Professionist. Wahrhaftig, wenn das Volk urtheilen könnte, es müsste reden. Aber es schweigt. Es schweigt mehr, als es recht ist und als sich bei einer Bildung, die man sonst zur Schau trägt, geziemt.

Der Punct der Bezahlung und die Unzufriedenheit der Kranken fallen demnach in der Beurtheilung der Dankbarkeit der Menschen gegen ihren Arzt ganz aus, und in Betreff des Danks und des Undanks der Kranken haben wir es demnach nur mit allem Andren zu thun, durch welches sich dieselben auszusprechen pflegen. Und es spricht sich der Dank dadurch aus, dass der Kranke freundlich, artig und gefällig gegen den Arzt ist, dass er ihm seine Genesung oder Bessrung entschieden zuschreibt, dass er sich geehrt und geschmeichelt fühlte durch die Besuche, durch die Pflege und durch die ihm zu Theil gewordnen verschiednen Hülfsleistungen, dass eine angenehme Erinnerung an alle in der Krankheit gegebnen Erleichterungen in ihm fortbesteht, dass er das Wissen seines Arztes anerkennt und hochschätzt, dass er mit Ehrfurcht an ihm als dem Retter und getreuen Helfer hinaufblickt, dass er es ihm sagt und durch Blick und Benehmen jeden Augenblick gern zu verstehen giebt, was er als Arzt ihm geworden sei, dass der Kranke in Folge aller dieser Gefühle dem Arzte Manches zu Gute hält, minder streng das Eine und Andere beurtheilt und selbst nachsichtig mit seinen Schwächen und Fehlern

Wie kann es da befremden, dass der Undank so schwer empfunden wird! Man muss in dem ärztlichen Geschäfte den Dank aus der Welt wünschen, wenn auch der Undank beseitigt werden soll. In dem Bewusstsein, dankbar belohnt zu sein, liegen auch vorherrschend nur persönliche Gefühle, in der Klage über Undank aber liegt ein Schmerz von höherer Bedeutung, und eben weil er uns viel tiefer ergreift, als der Dank uns freudig erregt, erweckt er in uns die Erkenntniss der Uebelstände, unter denen die Menschheit schmachtet. In der That es ist beim Schmerz wegen Undank in letzter Instanz der Schmerz um die Wissenschaft und um die ungenügende Lösung der Berufsaufgabe; es ist der Schmerz um die Wahrheit und das Recht der Wissenschaft, es ist der Schmerz und die Klage wegen der Ungerechtigkeit oder Unvollkommenheit derer, die sie vertreten sollen. Jedermann glaubt gern, dass gerade in der Heilkunde das Wissen entscheide; dennoch ist dies nicht wahr und kann bei einem Erwerbsbetriebe nicht wahr und nicht möglich sein. Und diese Erkenntniss ist so sehr voll Betrübniss und Verzweiflung, dass es für das Erleiden des Undanks im ärztlichen Berufe keinen Trost giebt und keinen Trost geben darf, wenn der Beruf auch in seiner Ausübung eine wissenschaftliche Wahrheit werden soll.

X.

Die Sitte der Menschen, gegen ihren Arzt Dankbarkeit zu fühlen, und die Sitte der Aerzte, den Dank der Menschen anzunehmen oder gar noch zu begehren.

In der oben angedeuteten Weise spricht sich die dankbare Gesinnung der Menschen gegen ihren Arzt aus. Aber in der dort angedeuteten Weise fühlen sich auch die Menschen ganz von selbst, ohne dass es nur des geringsten Antriebes bedarf, schon geneigt und bereit zu handeln, sobald sie gegen ihren Arzt herzlich dankbar sein wollen. Es ist dies unläugbar ein sehr schöner Zug der Menschen. „Wenn sie es hätten, o wieviel wollten sie doch dem Arzte geben und Gutes thun“, so sagen sie häufig. Und in der geschilderten.

Weise fordert gleichfalls der Arzt die Dankbarkeit der Menschen oder vielmehr er pflegt sie zu fordern, und wie der Kranke instinctmässig zur Leistung einer solchen Dankbarkeit sich hingetrieben fühlt, so nimmt der Arzt instinctmässig solche Leistung an, als verstände sie sich von selbst, und instinctmässig erwartet, fordert, veranlasst er sie. Instinctmässig! Denn beiden Parteien ist und bleibt ihr Verhältniss und die Sachlage dabei unklar. Zweierlei tritt uns hier auffallend entgegen. Erstens: wie kommt der Mensch dazu, das ärztliche Handeln so dankbar lohnen und unter so dankbaren Gesinnungen vergelten zu wollen? Zweitens: Wie kommt der Arzt dazu, solche Dankbarkeit anzunehmen oder sie gar zu fordern? Denn wahrhaftig und gewiss, eine solche Dankbarkeit ist Allzuviel, und welcher Arzt würde ob solcher Dankbarkeit, wenn man sie ihm in nackten Worten und in richtiger Uebersetzung vorhielte, nicht schamroth werden?

Die Gesundheit ist eins der edelsten Güter, und Vieles und Gewichtiges lässt sich über sie sagen. Aber es giebt höhere Güter als das Leben und somit auch höhere Güter als die Gesundheit. Und wäre es die Schätzung des Werthes, den die Gesundheit hat, wäre es wirklich diese Schätzung, die das Volk zur Dankbarkeit gegen den Arzt bewegte? Dieses ungesunde Volk, das im vermeintlichen Besitze der Gesundheit nichts Gesundes an sich hat, dieses leichtfertige Volk, das seine Gesundheit jeden Augenblick auf das Spiel setzt, — dieses Volk sollte wirklich den Werth der Gesundheit so hoch anschlagen? Wohl ist es wahr, dass der Arbeiter durch irgend ein Gebrechen oder Leiden schmerzlich an seiner Arbeit und an dem Genusse eines wieder thatkräftigen Lebens verhindert wird; aber wird denn nicht manches Leiden von selbst wieder gut und wie viele Leiden werden bei der Arbeit willig mitgeschleppt! Auch ist es wahr, dass durch die Kur wenigstens die Heilungszeit abgekürzt, somit ein Gewinn an Arbeitstagen erlangt, ferner die Ungeduld vermindert und die der Krankheit gegenüber bestehende Ungewissheit gehoben werden kann; indess sollte dies Alles wohl so hoch angeschlagen werden? Man wird ferner durch den Arzt oder mindestens unter seinem Beistande den Pforten des Todes entrissen und kann im Schoosse der Seinigen noch die Freude des Lebens geniessen. Indess selbst diesen Erfolg lohnen manche Menschen, obgleich sie sehr am Leben hangen, oft mit wenig Dank, wenn nicht gar mit Undank, und die Lebensrettung wird überhaupt gerade am wenigsten splendid ge-

lohnt. Die Lebensrettung aus Gefahren gehört zu den Bürgerpflichten, die Lebensrettung aus kurzdauernden Krankheiten begreift der Kranke oft nicht genug, und die Lebensrettung aus grossen und langdauernden Krankheiten zwingt dem Menschen eine solche Reihe inhaltsschwerer Gedanken auf, dass die Dankgefühle, die er gegen den Arzt empfindet, dadurch Eintrag erleiden. Die Genesung aus einem schweren Nervenfieber muss man mit eigner grosser Anstrengung erkaufen, und bei Allem, was der Mensch zu schwer erringen muss, leidet der Dank gegen die Menschen, welche dabei halfen, und oft auch der Dank gegen Gott. Dasjenige Danken, welches durch das deutsche Wort bezeichnet wird, ist ein Affectzustand, und wenn dieser Affect sich vollkommen und schön entwicklen soll, gehören viele günstige Bedingungen dazu. Man muss es daher wohl begreifen, dass, wenn diese Bedingungen nicht genügend vorhanden sind oder wenn gar störende Umstände eintreten, die Dankgefühle und die Dankäusserungen unvollkommen bleiben müssen. Irgend ein Betrübniss schmettert unsre dankbaren Gesinnungen sehr nieder. Auch je mehr man Dank gegen Gott empfindet, um so besonnener, aber um so gerechter und andauernder ist der Dank gegen die Menschen. Man muss einen sehr heitren Augenblick des Lebens haben, wenn man den Dank lebhaft empfinden und äussren soll.

Um die Dankbarkeit gegen den Arzt zu begreifen, muss man ferner berücksichtigen, dass man, um zu danken, auch wissen muss, ob Demjenigen, welchem man dankt, an unsrem Danke auch Etwas gelegen ist, und es ist dem Arzte an demselben nicht wenig gelegen. Wer unsre Dankbarkeit nicht oder nicht gern haben will und wer — bewusst oder unbewusst — nicht darnach handelt, unsre dankbaren Gesinnungen oder auch unsre dankbaren Handlungen reichlich zu erhalten, der bekommt gewiss keinen allzugrossen Theil davon. Endlich ist es gar keine schwierige Leistung der Kranken, dankbare Gesinnungen in der geschilderten Weise gegen den Arzt zu zeigen und zu bethätigen, und so leichten Kaufs man gegen den Arzt durch Gefühle und Worte und selbst durch Handlungen sich dankbar benehmen kann, so leicht ist dies auch in keinem andren Stande möglich. Ein etwas lebhaftes Vertrauen und die Zuweisung eines neuen Kranken oder auch nur die Aussicht auf denselben, — und der Arzt, stets sehr gutmüthig gegen seine Kranken, rechnet es schon hoch an. Indess alle diese Betrachtungen erklären noch nicht genug, warum

die Menschen gerade gegen den Arzt dankbar und oft so sehr dankbar sich zu fühlen und es zu sein pflegen. Vielleicht ist es der Nimbus, der einst den Arzt umgab und der noch fortwirkt und seine Früchte jetzt noch in der Dankbarkeit der Menschen treibt? Dieser Nimbus entsprang aus der Annahme eines höheren Wesens, das in dem begabten Mitmenschen wohne, — und in der That, der Dank der Kranken gegen ihren Arzt ist der Tribut, den man einem Höheren bringt. Je mehr man Jemand danken will, um so mehr muss man diesen verehren, sonst kommt die nöthige Gemüthsstimmung nicht zu Stande und der Affect bleibt unvollkommen. Wo das Volk in dem Arzte nicht das höhere Wesen erblickt, das mit besondrer Einsicht begabt und das gleichsam als ein besonders begünstigtes Menschenkind dasteht, da ist auch die Dankbarkeit geringer; — es ist also auch dem Arzte nah genug gelegt, wie er grössre Dankbarkeit und mehr Dank erlangen kann. Wo eine richtigere Erkenntniss der Dinge vorhanden ist, da ist die geschilderte Dankbarkeit geringer, wenngleich die Bezahlung reichlicher ausfallen kann. Wo die Mittel vorhanden sind, da bezahlt man, wenn man in den Affect des Dankes nicht eintreten will, den Arzt reichlicher und kauft sich dadurch von jeder andren Art Dankbarkeit, von der Leistung des Affectes und von den verschiednen Arten von Vergeltungen frei. Wo aber die Mittel fehlen, da thut der Affect mit seinen Folgen seine Schuldigkeit.

In der That, der Dank der Kranken gegen ihren Arzt ist der Tribut, den man einem Höheren bringt. Was Aesculap und Apollo unter die Götter versetzte, das kommt heute noch dem Arzte zu Gute, das bringt ihm heute den Dank der Menschen noch. Aber du nimmst es dem Gott, dem es gebührt, und von dem Unsichtbaren überträgst du es auf den Sichtbaren. Hast du es einmal auf den Menschen übertragen, so siehst du in dem Menschen das Menschliche nicht mehr, sondern abergläubisch einen Wunderthäter, treibst Abgötterei und machst Götzen und Fetische, auch immer wieder neue Götzen, wenn sich die alten nicht genug bewähren. Und wie der Aberglaube, der Mangel eines richtigen Gottes, den Aesculap zum Gott erhob, so bringt eine Art von Aberglauben dem Arzte heute noch Dank und Dankbarkeit in einem Maasse ein, wie er in jedem andren Stande unerhört ist: Dank, Opfer und Verehrung, um nicht zu sagen Vergötterung. Es ist jetzt noch, wie einstmals, der-

selbe Gemüthszustand des Menschen; es ist jetzt wie einstmals noch dieselbe Medicin. Dass dies Alles jetzt etwas weniger grell hervortritt, das widerlegt meine Aufstellung nicht. Man hat auch den Aerzten einstmals Statüen errichtet; jetzt fällt dies bei einem blossen praktischen Arzte Niemand mehr ein. Es ist dies im Orient geschehen; dennoch hat es nirgends in der Welt eine würdigere Hochschätzung und Verehrung alter Aerzte als in Deutschland gegeben. Nur der Deutsche dankt, die andren Nationen lohnen und vergelten, aber danken nicht; so ist es wenigstens nach dem Wortlaute ihrer Sprachausdrücke, und es ist viel Wahres daran.*)

Es ist eine üble Sache, wenn man es dem Gott nehmen muss, um es dem Menschen zu geben, und es ist und bleibt im Menschen das eine unklare und wirre Sache, was man Dank und Dankbarkeit im ärztlichen Verhältnisse nennt. Der Affect ist kurz, die Verpflichtung ist oft unabsehbar lang, und steigt man in das Einzelne hinab, so verliert die rührungsvolle und fromme Inbrunst, die dem Kranken den Dankeslaut auspresst, leider nur allzu sehr. Augenblickliche Rührung einer leidenschaftlichen Seele überschätzt Alles. Reichth umprahlt auch mit der Belohnung des Arztes. Eine hohe Stellung bringt Vieles mit sich, und sie bringt es nothwendig auch mit sich, dass sich der Affect ungetrübter und stärker gestalten und auch thatkräftiger äussern muss. In den Menschen endlich, die sich dem Arzte anhingen und aus Dankbarkeit ihn zu empfehlen und zu fördern suchten, sah ich häufig theils Müssiggänger, theils gewinnsüchtige Creaturen, theils solche Leute, die sich an dem Gängelbande, das ihnen der Arzt bot, bemerkbar machen wollten. Bei geringfügigen Handlungen ist der Dank verhältnissmässig immer lebhafter, und je grösser die, oft sogar an Ausgelassenheit grenzende, Heiterkeit des Gemüthes ist, um so mehr ergeht sich der Geist in Freundlichkeiten, die an's Gedankenlose streifen. Ungezügelte Gemüthsstimmungen erheben Alles zu einer unverdienten Wichtigkeit, und diese ungezügelten Gemüthsstimmungen sind gerade in den höheren Kreisen und also in den grossen Städten, in denen sich die höheren Kreise zusammendrängen, in voller Ueppigkeit. Es handelt sich um Natürlichkeit, d. h. es handelt sich um die Klarheit und Wahrheit des Gedankens, und es ist unrecht, diese Klarheit und Wahrheit

*) Auch im Hebräischen sind die Worte für denken und danken ziemlich gleichlautend, und der Araber gebraucht sogar ein und dasselbe Wort für Beides.

durch ein affectirtes Wesen und Benehmen zu verletzen. Es ist daher sogar unrecht, auch nur zu gestatten oder zu dulden, dass das Volk eine Leistung überschätzt. Mit dieser Ueberschätzung zieht es den, der ihm Etwas leistete, auf Kosten Andrer vor. Dies kann um so weniger erlaubt sein, als jede unklare Beurtheilung ihre weiteren, nicht guten Folgen hat. Eine klare Belehrung über das Kurverfahren und über ärztliche Kuren stürzt das ganze Dankbarkeitsverhältniss zwischen dem Arzte und dem Kranken so zusammen, dass nach gethaner Arbeit für den Kranken nichts als die Bezahlung übrig bleibt, womit seine Beziehung erledigt sein muss. Was darüber ist, das ist die engste Privatsache und darf sich in die Oeffentlichkeit nicht wagen, damit kein Unrecht gegen andre Aerzte begangen wird und damit auch keine Unwahrheit geschieht. Was der Arzt in irgend einem Krankheitsfalle wirklich leistet, das kann der Kranke bis jetzt nicht beurtheilen, und während er hier den Arzt für eine spontane Genesung vergöttert, verachtet er vielleicht dort seine wirkliche Hülfsleistung ganz und gar. „Du sollst keine Abgötterei treiben“, — und ich bedaure, dass die Theologen, dass die Verfasser der Bücher über Moral, die Lehre von der Dankbarkeit nicht richtiger aufgefasst haben, — und du sollst also, modern ausgedrückt, aus Dankbarkeit mit deinem Arzte keinen Schwindel treiben!

Wie kommt ferner der Arzt dazu, Dankbarkeit der eben geschilderten Art anzunehmen und sogar zu begehren? Hat also z. B. der Arzt einen Kunden bekommen, so bedient er ihn mit Eifer, und er hält ihn gleichsam für sein Eigenthum; treu ist er zu ihm gesinnt, und er verlangt auch von dem Kranken, dass dieser treu zu ihm halte. Wie ist dies zu erklären, und wie kommt der Arzt im Gegensatz zu andren Gewerbtreibenden dazu, mehr Dankbarkeit oder wenigsten mehr Treue und Anhänglichkeit zu beanspruchen, als irgend einem andren Gewerbtreibenden einfällt? Es kommt daher, dass der Arzt sich mehr als ein Gewerbtreibender zu sein dünkt, der er in der That nicht sein soll, nicht sein kann und auch in Wirklichkeit nicht ist, obgleich er sich nach Art der Gewerbtreibenden bezahlen lässt, und es kommt daher, dass der Arzt eine ganz enorme Summe von Wohlwollen dem Kranken entgegenbringt. Um ein so grosses Wohlwollen dem Kranken entgegenzubringen, muss der Arzt viel innren Gehalt besitzen und also auch ein Bewusstsein dieses Besitzes, somit ein ansehnliches Selbstgefühl und eine Selbstschätzung seines

Werthes, seines Wissens und Könnens haben. Es kommt hier nicht in Betracht, wie viel Wahrheit oder Selbsttäuschung dabei vorhanden sei; denn auch bei der ärgsten Selbsttäuschung fehlt es wenigstens an dem guten Willen und an der guten Meinung nie. Je grösser das Selbstbewusstsein, um so mehr strahlt der Arzt von Wohlwollen gegen den Kranken, und dass es ihm hiermit ernst ist, das geht aus seiner Treue gegen den Kranken hervor, die in der That oft nur allzu blind erscheint. Wenn man aber Jemand solch ein ungemessnes Wohlwollen mit Treue entgegenbringt, so ist es ganz logisch, dass man dies Geschenk nicht verschwendet haben will, und es ist logisch, dass man sogar ein gewisses Recht auf solchen Menschen besitzen und die Treue von ihm auch erwiedert sehen will; es ist dies im ärztlichen, wie in jedem andren Verhältnisse der Fall, aber in keinem andren Berufe ist es so häufig, als bei den Aerzten. In erster Linie ist es also ein sehr gutes und schönes Zeichen vom Arzte, dass er von seinem Kranken die edlen Eigenschaften seines Herzens auch für sich beansprucht: Treue und Anhänglichkeit, begleitet von Erkennen und Anerkennen dessen, was aus allen Mienen und Geberden des Arztes spricht. Denn dies Beanspruchen besagt bedeutungsvoll: vertraue, denn mir ist es ernst. Auch besagt es: sieh, du bist an den rechten Mann gekommen, und dein Vertrauen soll gerechtfertigt werden. Es hat ein Kunde den Arzt gewählt; der Arzt ist also für diesen Menschen der unter Vielen Auserwählte, und der Kunde muss gerade diesen Arzt aus besondrem Vertrauen sich ausgesucht haben. Der Arzt, indem er sich dies sagt, tritt zu diesem Kranken ebenfalls mit einem besonderen Vertrauen; was er bei ihm gegen sich voraussetzt, das bringt er ihm reichlich entgegen, und je mehr Vertrauen und Liebe er ihm entgegenbringt, um so mehr verlangt er auch wieder. In der That, es ist dies schön. Es erinnert dies sehr an die Gefühle im freundschaftlichen und verwandtschaftlichen Verhältnisse; drum habe ich auch gesagt, dass die Liebe den Grundton in der Seele des Arztes bildet. Und dieser Grundton macht sich durch alle Uebelstände der Praxis hindurch sogar noch bemerkbar.

Indess es sieht dies Alles auch nach einer gewissen Kindheit aus, als ob es mehr für den Anfänger in dem Geschäfte und für die Anfangszeiten der Heilkunde passe, aber der verunstalteten Wirklichkeit nicht mehr ganz entspreche. Sowie man auch nur irgend etwas klar in die Welt blickt, merkt man bald, dass die Wahl des

Arztes oft sehr leichtsinnig geschieht und dass, wenn ein Kranker zu uns kommt, dies durchaus nicht immer aus besondrem Vertrauen, vielmehr auch wohl nur aus Bequemlichkeit oder aus Scheu vor einem andren Arzte geschieht, und dass der Kranke gar häufig sich nicht zu jener Höhe erhebt, auf welcher er gerade einen bestimmten Arzt aus Verstandesrücksichten und aus Herzensfreundlichkeit erwählt. Ihm liegt oft genug an der kürzesten, handwerksmässigsten und ordinärsten Beseitigung eines Leidens, während der Arzt in jedem neuen Kranken gleichsam eine Bestätigung seines wachsenden Rufes und eine neue Auffordrung zur Anwendung seiner ganzen Sorgfalt erblickt, diesen Kranken entsprechend behandelt und von ihm natürlich auch in jedem Augenblicke das erwartet, was er voraussetzt, nämlich die Erkennung und die Anerkennung seines Rufes und seiner Güte und Gediegenheit. Die Voraussetzung dieser Erkennung schliesst alle übrigen Ansprüche in sich, und diese Ansprüche an den Kranken haben durchaus einen schönen Grund und sind ein schönes Zeichen. Aber sie entsprechen in der That nur dem Anfangsstadium eines Geschäftes. Der Arzt erscheint auch bei dieser Schildrung, wenn er auch noch so sehr zunächst von Liebe ausging, dennoch allzu sehr als ein von einem gewissen Stolze und Selbstgefühl getragener Mann. Wohl muss er — selbst auf die Gefahr hin, dass sich Einbildung und Dünkel hinzumischen, — auf gewissen Stufen der Heilkunde Stolz und Selbstgefühl haben. Solange er mit seiner Person die ganze Wissenschaft und Kunst vertritt, so lange er Gesetzgeber und Richter für seinen Beruf zugleich ist, muss er sich künstlich in seinem Innren eine gewisse Festigkeit und Selbstständigkeit geben, die ihm von aussen durch eine klare Therapie gegeben werden sollte. Auf einer höheren Stufe der Heilkunde muss der Charakter des Arztes demnach durchaus ein andrer sein. Indess das Selbstgefühl, mit welchem der Arzt jeden neuen Kranken aufnimmt, obgleich es einen theils guten, theils verzeihlichen Ursprung hat, steht selbst bei einer geringren Stufe der Heilkunde und es stand sogar von jeher in einem grellen Contraste zu dem Zustande des Kranken, der da zum Arzte hereintritt, nichts von Allem ahnt, was da im Gemüthe dieses Arztes vorgeht, und ängstlich nur an sich, an seine Sorgen, an seine Leiden und an seine Kasse denkt. Und wer sich viel einbildet, der fordert auch viel. Der bisherige Arzt bildete sich viel ein, und deshalb forderte er viel Dankbarkeit; der jetzige Arzt bildet sich noch mehr ein, und auch

deshalb und nicht bloss aus Nachahmung des gewinnbegierigen Treibens der Welt fordert er mehr und zwar vielleicht schon jetzt gerade nicht mehr Dank, aber mehr Lohn. Ein grosser Ehrgeiz bewegt den Arzt und muss ihn jetzt noch erfüllen und bewegen, und ein grosser Ehrgeiz macht grosse Ansprüche. Eine grosse Liebe beseelt den Arzt, und eine solche begreift den Mangel an Gegenliebe nicht. Mit diesen Eigenschaften ist der Arzt auf den Erwerb angewiesen, und zum Erwerbe hat er nöthig, dass die Menschen auch erkennen und anerkennen, und er hat also ihre Dankbarkeit nöthig. Und wenn im Lauf der Jahre das Selbstgefühl und die Einbildung genug herabgedrückt sind, wenn der Ehrgeiz an Stärke und Empfindlichkeit abgenommen hat, wenn auch die Liebe bis zu einem gewissen Maasse abgestumpft ist, so bleibt doch immer noch das Bedürfniss des Erwerbes übrig. Aber erwerben kann man als Arzt bei dem jetzigen Geschäftsbetriebe Nichts, wenn die Leute nicht dankbar sind, wenn man die Menschen nicht durch ihre Dankbarkeit an sich bindet und wenn man also, offen gesprochen, mit ihnen nicht solche Freundschaft unterhält, dass sie fleissig und reichlich kommen und dass sie prompt und auch gut bezahlen. Es liegt da ein Stück Alterthum und ein Uebel vor, das nachtheilig auf den Arzt, auf das Kurverfahren, auf die Wissenschaft und auf den Kranken wirkt! Solange also der Arzt lebt und wirkt, muss er demnach auf die Dankbarkeit der Menschen halten, und nur wenn auch der Erwerb ihm gleichgültig geworden ist, wird ihm auch das Benehmen der Menschen, werden die Menschen selbst ihm gleichgültig werden. Schleife also erst Alles ab, was an dem Arzte Standesvorurtheil, Standesfehler, persönliche Abnormität und Folge der üblen Lebensstellung und des unzweckmässigen Geschäftsbetriebes ist, und die Ansprüche auf die Dankbarkeit werden sich von selbst herabstimmen, der Dank der Menschen wird sich in anderen und richtigeren Weisen zeigen. Kehre ein in die volle Bescheidenheit, und der Dank der Menschen erscheint dir zu gross. Lösche aus den Ehrgeiz, und du wirst zu ungemessnem Danke Niemand verleiten. Tilge aus die Gewerbsucht und Erwerbsucht, und es wird die Empfindlichkeit gegen Dank abgestumpft sein. Ersticke die Liebe in dir, nicht zu dem Menschen, sondern zu dem Kranken, und du wirst ruhiger und klarer sein; denn diese Liebe ist fast ein Wahn geworden, es ist viel zu sehr ein unklares Gefühl von Geschäftswohlwollen dabei, und es ist dies Gefühl der Liebe so mit Begierden aller

Art gemischt, dass Niemand weiss, wie viel wahre Liebe zur Menschheit noch darin ist. Drum ersticke auch diese Liebe und sieh vor dir nur das Heilobject in seiner naturwissenschaftlichen Beschaffenheit. Läutere dich in dieser Weise, und das richtige Ebenmaass ist hergestellt; Dank und Undank werden dich dann nicht mehr beunruhigen und belästigen. Streich aus die bisherigen vermeintlich schönsten Eigenschaften, und veredelter wirst du sie wieder empfangen: denn die bisherige Liebe in diesem Geschäfte und der bisherige Dank waren eitel und unklar.

Es ist die Unklarheit des Berufs, die Unklarheit der Lebensaufgabe, die auf dem Arzte und auf seinen Leistungen lastet. Gelehrter sein und es doch nicht sein, Gewerbtreibender sein und es doch nicht sein, und barmherzige Schwester sein und es doch nicht sein können, — das ist lauter Wirrwarr.

Solange der Arzt vor dem Kranken sitzt und ihn examinirt und untersucht, regt sich in ihm keins der Gefühle, von denen wir im Laufe dieser Schrift gesprochen haben. Kalt und ruhig, klar und verständig folgt er seiner Arbeit, nur das naturwissenschaftliche Object hat er im Auge. Sobald aber dieser pathologische Theil erledigt ist und die therapeutische Aufgabe beginnt, kehren alle Thorheiten in das Handwerk ein, und die Freundlichkeit beginnt, die Süssigkeit entfaltet sich, die Herzlichkeit regt sich, die Liebe erwacht nach allen Seiten hin, die Eitelkeit wacht auf, der Ehrgeiz belebt sich, — und vor dem finstren Wege, den man wandeln will, verlangt man Vertrauen, Geduld, Treue und festes Ausharren. Alles Andere ist dann, wie ich erörtert habe, nur die unvermeidliche Folge. Und hier liegt der Fehler. Eine klare und gute Therapie, — und das ganze Dankbarkeitsverhältniss ist gestürzt und das Verhältniss zwischen dem Arzte und dem Kranken ist radical umgeändert; — eine Therapie, die das im Heilen ist, was die Pathologie im Erkennen ist, also wiederum eine Erkenntnisslehre in Betreff des Heilobjects und in Betreff der Arznei- und Heilwirkung. Der Arzt hat kein Gesetzbuch, und er kann den Kranken in keinem der zahlreichen Fälle, wo es so nöthig und nützlich wäre, auf dasselbe verweisen. Alles ist sein persönliches Werk, und so unklar dies auch vor ihm liegen mag, seine Leistung ist und bleibt dennoch sein persönliches Werk und Verdienst, und somit bleibt sie auch für ihn von besondrem, von relativ unschätzbarem und zu vielerlei Ansprüchen ihm Berechtigung gebenden Werthe.

Drum sagt auch wohl der Arzt, dass Niemand seine Leistungen taxiren könne. Die Person aber schwindet, sobald die Wissenschaft reif und klar ist. Bei dem Arzte steht jetzt noch seine Person, nicht die Wissenschaft im Vordergrunde, und in dem Kranken sieht der Arzt nicht das Heilobject, sondern eben nur den Kranken. Sobald er in dem Kranken nur das Heilobject und die klare Aufgabe zu einem richtigen, einfachen Experimente sieht, fallen die tausend Nebensachen, die sich jetzt an den Betrieb des ärztlichen Geschäfts hängen, und mit der Vernichtung der Kunst sind die feste Besoldung des Arztes und der Ausbau der Wissenschaft gegeben.

Ich habe es eine Schwäche der Aerzte genannt, dass sie Dank begehren und gegen die Nichtgewährung desselben empfindlich sind. Jedoch diese Schwäche gehört bei der noch bestehenden Betriebsweise der Praxis zum Wesen des Arztes, und sie gehört so wesentlich dazu, dass man mit Bestimmtheit sagen kann, es sei der Arzt kein guter Arzt, der diese Schwäche nicht habe und der also den Dank seiner Kranken nicht begehre und gegen ihren Undank nicht empfindlich sei. Denn es ist die Fordrung, dass der Kranke dankbar sei, in ihrer Grundlage wesentlich nur eine Fordrung der nöthigen Aufmerksamkeit. Wenn ein Kranker zum Arzte kommt, so muss der Arzt die Berathung wichtig nehmen, sonst hat sie keinen Werth. Nimmt der Arzt diese Berathung wichtig, so bleibt sie ihm auch sehr im Gedächtniss, und er denkt an dieselbe bei vielen Veranlassungen und namentlich auch bei pathologischen und therapeutischen Studien. Nimmt aber der Kranke diese Berathung nicht ebenso wichtig oder vielmehr (was öfters gut ist) nicht noch wichtiger, sondern nimmt er sie leichtsinnig und flatterhaft auf, und zeigt er ferner, dass er die Berathung und die ernste Gemüthsstimmung, die in Betreff derselben herrschen und herrschend bleiben soll, so wie die gewissenhafte Beziehung, in welche er dabei zum Arzte getreten ist, vergisst oder auf dieselbe geringfügig und geringschätzend herabsieht, so wird der Arzt, der ein entschiedner Feind aller nutzlosen, unpraktischen und resultatlosen Handlungen ist, jene Berathung ebenfalls mehr und mehr als unwichtig und werthlos ansehen. Hat dagegen der Kranke von der ernsten Berathung auch einen ernsten Eindruck behalten, der ihm in Erinnerung bleibt, so ergiebt sich daraus ganz ungesucht eine Reihe von Handlungen, die als Verehrung, Treue, Anhänglichkeit und Dankbarkeit zu deuten sind. Und der Arzt fordert

solche Zeichen vom Kranken, damit er weiss, dass er Zeit und Mühe und die Wohlthaten der Wissenschaft nicht nutzlos an ihm verschwende. Kommt der Arzt in ein Haus und er findet Recepte von sehr verschiednen Aerzten vor, so muss entweder ein sehr schwerer Fall vorliegen oder die Menschen in diesem Hause, sofern sie nicht etwa beständig umherwandern, müssen sehr leichtfertig sein. Denn es liegt etwas Charakterloses darin, sich bald bei diesem, bald bei jenem Arzte verschreiben zu lassen, weil man seine Klagen nicht überall und mehrmals mit gleicher Gründlichkeit und Eindringlichkeit vorbringen kann. Und der nöthige Ernst der Berathung, der nöthige Eifer des Hülfesuchens und die nöthige Aufmerksamkeit des Kranken fehlen auch sicherlich da, wo man nach Laune, nach Bequemlichkeit, nach beliebigen Einfällen diesen oder jenen Arzt in's Haus schleppt und ihn verschreiben lässt. Der Arzt sieht bald, dass hier die Treue und Anhänglichkeit an den Arzt und somit auch der Ernst und die Aufmerksamkeit mangeln. Wo diese aber mangeln, da macht man in irgendschweren Fällen gewiss keine glückliche Kur, und der Arzt zieht sich daher gern frühzeitig zurück; auch verwendet er in solchem Hause bei jedem Besuche nicht gern allzu viel Mühe, um nicht allzu viel Vergebliches einstmals gethan zu haben. Man muss fast Wunder thun können, um in einem solchen Hause zu nützen. — Ich habe bei diesen Betrachtungen den Fall nicht angenommen, dass auch die Aerzte so schlecht sein könnten, dass die Kranken bald diesen, bald jenen Arzt aufsuchen müssten. Indess eine solche Annahme kann da nicht stattfinden, wo das Volk über die Aerzte noch gar nicht im Mindesten zu urtheilen im Stande ist; und eine solche Annahme ist, selbst wenn sie begründet wäre, da unzulässig, wo das Volk die Prellereien der Schläferinnen geduldig erträgt und bei dem von Schläferinnen besoldeten Tropfe von Arzt beharrlich ausdauert, während es die studirten Aerzte in seinem Bezirke nach Launen wechselt. — Wo der Arzt für seine Person nicht die geziemende Aufmerksamkeit findet, da findet er auch für seine Sache nicht die zum Gelingen und Gedeihen erforderliche Aufmerksamkeit, und es ist nicht bloss verzeihlich, dass er sich dann zurückzieht, sondern oft sogar muss er sich zurückziehen und er muss die Leute ihrem Schicksal, ihrer Unwissenheit, ihrem Leichtsinn überlassen, sofern kein Unglücksfall vorliegt und sofern er nicht die entschiedne Gewissheit hat, dass er den Krankheitsfall leicht und bald heilt. Wenn er sich nicht zurückzieht, so läuft er Gefahr, dafür zu

büssen. Und wenn der Arzt sich von solchen Kranken nicht allmählig und so zurückzieht, dass er dabei den Leuten Veranlassung und Gelegenheit giebt, ihren Ernst und ihre Aufmerksamkeit zu zeigen und zu einem bessren Verhalten einzulenken, so muss er entweder wenig zu thun haben, so dass er auch die „schlechte“ Praxis beharrlich mitnimmt, oder es muss ihm an aller und an jeder Praxis sehr viel gelegen sein, dies aber heisst, es muss ihm bloss am Gelderwerb liegen. Bei dem vorherrschenden Bestreben nach Gelderwerb leistet man aber an den Kranken wissenschaftlich und also auch für das Wohl derselben sehr wenig, und dies ist selbst da wahr, wo Ruf und Zulauf noch so sehr diese Behauptung zu widerlegen scheinen.

Es ist kein Geschäft unter den sogenannten gelehrten Berufsarten so schlecht eingerichtet, wie das ärztliche Geschäft. Der Arzt hat jetzt auf das öffentliche Wohl keinen oder nur hie und da einen sehr untergeordneten Einfluss. Wenn die Aerzte einer Stadt eine besoldete, städtische und unabhängige Behörde bildeten, so könnten sie in ihrem Wirkungskreise den Menschen zeigen, woher die Krankheiten, woher die Todesfälle kommen, warum manche Krankheit ungeheilt blieb, wodurch sie unheilbar gemacht wurde, warum die Wissenschaft den Sieg der Heilung nicht davon trug, warum das Kurverfahren sich nicht bewährte, welches Kurverfahren das richtige ist und wie man kuriren muss. Jetzt muss der Arzt schweigen und sogar noch froh sein, dass die Menschen eiligst sagen: „es ist Gottes Wille gewesen“, also frech dem Todten in's Grab die Lüge noch nachrufen.

Es ist — im Grunde genommen — keine Schwäche, dass der Arzt Dankbarkeit fordert, denn er fordert hiermit nur Ernst und Aufmerksamkeit. Aber es ist dies eine sehr verfängliche Fordrung, und es liegt bei ihr die Gefahr sehr nahe, dass der Arzt nur seines eignen Vortheils wegen diese Fordrung stellt; und ganz entschieden kommt ja mit der Gewährung dieser Fordrung immer auch ein Vortheil für ihn heraus. Was daher Geschäftssache ist, kann leicht eine Schwäche und ein Fehler werden und ist dies so häufig geworden, dass der Arzt selbst nicht mehr den Grund einsah, warum er Dankbarkeit forderte und gegen den Undank in allen seinen verschiednen Formen so sehr empfindlich war. Und wenn man endlich das Dankbarkeitsbegehren bis zum Extrem steigert, heisst dies nicht, auf freiwillige Gaben, zu denen man keine Berechtigung mehr hat, Jagd

machen und dabei immer unzufrieden sein, wenn die Erkenntlichkeit nicht anhaltend und reichlich genug fliesst? Wenn übrigens selbst Aerzte das Volk ausbeuten, so sieht man doch wenigstens deutlich, sofern man nur Augen und Sinn dazu hätte, wie das Geschäft betrieben wird, und man kann die handgreiflichsten Beispiele dazu liefern, um eine bessre Geschäftseinrichtung zu fordern. Der Pfuscher, der bloss durch öffentliche Anzeigen das Publikum riesenhaft ausplündert, steht in der That weit erhaben über dem Arzte, der sich geschickt in einflussreichen Stellen oder Kreisen eingenistet hat und von hieraus durch sein Benehmen die Menschen weit und breit an sich zieht. Kein solcher Arzt kann sagen, dass er auch nur im Mindesten der Menschheit soviel nütze, als es den Anschein hat und als er den Schein benutzt; und wenn dies so ist, so verräth das Gebahren eines solchen Arztes ein grosses Uebel in der socialen Einrichtung und in der Wissenschaft.

Ohne feste Besoldung ist keine Abhülfe möglich. Sie giebt dem Arzte seine richtige Stellung und die rechte und richtige Gelegenheit zu nützen, sie verhilft dem Volke zu einem grossen Maasse von Selbstständigkeit und führt es auch zur Selbsthülfe hin, sie erst macht den Arzt zur öffentlichen Gesundheitsbehörde, und sie schafft eine Quelle der Geldeinnahme aus der Welt, die viel Tadelnswerthes und viel Unerlaubtes enthält. Eine feste Besoldung, — und die gar nicht auf das Wohl der Menschen, sondern nur auf den Gewinn ausgehende Pfuscherei ist unmöglich. — Es wäre freilich schlimm, wenn die Aerzte zum Ertragen einer festen Besoldung unreif wären. Wenn ich nach den grossen Weltstädten blicke und die Masse von Aerzten betrachte, die auf Brod und Arbeit lauern, so überfällt mich ein Grauen. Indess solch ein Schauspiel existirte nicht, wenn eine feste Besoldung bestände. Aber eine feste Besoldung ist leider nur erst da möglich, wo die wahre Bildung und die Wissenschaft der Heilkunde eine beträchtliche Höhe schon erreicht haben.

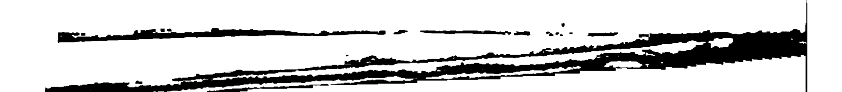
Es ist eine bereits sehr verbreitete Sitte, und sie nimmt noch immer mehr zu, dass der Arzt die Summe des Honorars nicht festsetzt, sondern die Schätzung dieser Summe dem Kranken überlässt. Man kann hierin in der That nichts Anderes erkennen, als die Zumuthung an den Kranken, mehr zu zahlen, als man von ihm fordern würde. Es liegt eine Nöthigung darin, seine Dankbarkeit oder

wenigstens die Vergeltung glänzender zu beweisen. Und sehr häufig auch geben in den gebildeten Klassen die Menschen von selbst mehr, als der Arzt fordern würde. Der Arzt weiss dies, und wo er Solches nicht vermuthet, da nennt er gewöhnlich die Summe. Ist es nun erlaubt, dass der Arzt nicht fordert, sondern vom Kranken nach dessen Belieben sich bezahlen lässt? Auch der Arbeitsmann, der uns eine Gefälligkeit erweist, fordert nicht, sondern erwartet von unsrer Grossmuth eine beliebige Vergütigung, die freilich bei ihm viel häufiger, als beim Arzte, geringer ausfällt, als er erwartet hatte. Beim Handwerker, beim Kaufmann, bei den Gerichten, bei der Kirche und bei den Staatsbehörden ist Alles mehr geregelt, und die Summe steht fest, die für jede Leistung zu zahlen ist. Doch gestatten die Kirchen auch eine beliebige Ueberschreitung der gesetzlichen Gebühren, die Staaten haben freiwillige Steuern und freiwillige Anlehen, und die Verkäufe und Concerte etc. zu wohlthätigen Zwecken machen eine Ueberschreitung der Preise gewissermaassen sogar zur Pflicht. Es scheint somit das freiwillige Bezahlen sich sehr ausgebreitet zu haben und noch mehr und mehr Sitte zu werden. Es ist das freiwillige und freibeliebige Zahlen unter Selbstabschätzung allerdings auch ein Zeichen des Wohlstandes, das sich mancher Kranker nicht gern mag nehmen lassen, und der Arzt achtet diesen Wohlstand in seinem Kranken, wenn er ihn die ihm zu Theil gewordene Mühe selbst taxiren lässt. Ueberdies liegt eine gewisse Achtung gegen Jedermann darin, dass man ihm keine bestimmte Summe abfordert, zumal wenn diese Summe nur eine geringfügige sein könnte oder für Handlungen und Unterredungen gefordert werden müsste, die sich einer genauen Abschätzung entziehen und die mehr in den Wünschen des Kranken, als im Interesse der Kur lagen. Der Beruf bringt den Arzt in die Veranlassung, die entblössten Theile des Körpers zu besehen, und es scheint, dass man sich dies nicht gefallen lässt, ohne es mit einem gewissen Glanze zu entgelten. Der Beruf legt auch dem Arzte eine gewisse Bedienung des Kranken auf, und diese Bedienung macht auf den Kranken einen besondren Eindruck. Er ist mindestens nicht gewohnt, sich von einem Fremden bedienen zu lassen, geschweige von einem wissenschaftlich gebildeten Manne, der sein Leben einem so grossen und schweren Berufe gewidmet hat, und diese Bedienung, wie sie eben gerade der Krankheitszustand mit sich bringt, flösst eine gewisse Liebe und Schätzung ein, der man umso-

mehr bei der Honorirung einen Ausdruck verleiht, je günstiger das ganze Kurgeschäft abgelaufen ist. Indess immer ist doch in dem Arzte hierbei das Bewusstsein vorhanden, dass er, wenn er keine bestimmte Forderung stellt, mehr bekommt, und obgleich der Arzt gar häufig hieran nicht einmal denkt, so weiss er doch Alles nur gar zu wohl. Auch ist nicht jedem Kranken, den man seinem Aeussren nach für wohlhabend hält, die Selbstschätzung angenehm, und man fühlt leicht, dass ihn dieselbe zu einem Uebersteigen seiner Kräfte zwingt. In der That, das Bezahlen ist für den Kranken und für den Arzt, wie man es auch beginnen möge, oft eine sehr peinliche Sache. Es ist jedoch schwer, gegen Dinge anzukämpfen, die sich im Lauf der Zeit von selbst entwickeln; vieles Richtige macht sich durch die Sitte Bahn. Es ist nämlich unbestreitbar, dass die ärztliche Taxe zu gering ist. Für den in dieser Taxe angesetzten Preis ist durchaus kein genaues Studium eines einzelnen Falles mehr möglich. Die bisherige Taxe passt nur für das alte Verfahren, wo man ohne gründliche Untersuchung irgend etwas Ueberliefertes rein empirisch verordnete. Und da nun die Abschätzung des Honorars durch den Kranken selbst in der That eine Erhöhung des ärztlichen Lohnes, so wie auch eine Erhöhung des Ansehens des ärztlichen Standes in sich schliesst, überdies die Taxirung der eignen Leistungen sehr unangenehm und oft eine Unmöglichkeit ist, so muss man, so lange es keine feste Besoldung des Arztes giebt, die Sitte billigen, dass der Kranke die Summe des Honorars selbst bestimme; nur wäre es gut, wenn man hiervon auch dann keine Ausnahme machte, wenn die Person des Kranken es angemessen erscheinen lässt. Es bleibt aber dies Verfahren immer nur ein Nothbehelf, und es hängt ihm der grosse Uebelstand an, dass man, wie man die Dankbarkeit des Kranken durch sein Benehmen gegen ihn zu steigern im Stande ist, so auch die Summe des abzuschätzenden Honorars durch verschiedne Einwirkungen erhöhen kann. Und Alles drängt daher zu einer festen Besoldung des Arztes hin, bei welcher der Arzt alle und jede Handlung unentgeldlich zu leisten und auch das Dispensiren der Mittel zu besorgen hat. — Nichts hört sich widerlicher an, als wenn die Menschen sagen, das ärztliche Geschäft sei, wie alle anderen Geschäfte, bloss ein Geschäft, um Geld zu verdienen. Besonders sind es die Russen und Franzosen, die sich durch solche Auffassung auszeichnen. Es ist aber diese Auf-

fassung ganz unstatthaft, und sie ist, namentlich in Deutschland, auch vielfach ganz unwahr. Indess diese Auffassung bezeugt sehr deutlich, wie gesunken und verkommen das ärztliche Geschäft in vieler Hinsicht schon sein muss, und sie mahnt die praktische Heilkunde laut genug, sich zu einer höheren Stufe, auch in socialer Beziehung, emporzuschwingen.

Darüber sind Alle einig, dass der Arzt für seine Mühen bezahlt sein muss. Hingegen darüber wird man nicht unbedingt einig sein, dass es mit der Bezahlung abgethan und das Verhältniss zwischen dem Arzte und dem Kranken sofort und ganz wieder gelöst sein soll. Es soll dem Arzte nicht mehr erlaubt sein, bei der Behandlung eines Kranken mit diesem eine Bekanntschaft für die Zukunft anzuknüpfen. Der Kranke soll nach der Behandlung ganz frei und durch den Arzt nicht im Mindesten gefesselt oder auch nur gewonnen sein, so dass er bei der Wiedererkrankung bloss zu ihm seine Zuflucht nimmt oder zu nehmen gedenkt. Warum kann der eine College die Concurrenz des andren Collegen nicht bestehen? Weil dieser eine Masse unerlaubter Mittel anwendet, die alle bis jetzt nicht als unerlaubt gelten, noch scheinen. Die Zahl dieser unerlaubten Mittel ist sehr gross. Das gebräuchlichste derselben ist die Dankbarkeit des Kranken und das Benehmen des Arztes, den Kranken zu einer guten Dankbarkeit zu verpflichten und in derselben zu erhalten. Die Dankbarkeit der Menschen soll nicht angetastet werden, sie soll eine schöne Eigenschaft ihres Gemüthes bleiben. Aber aus dem ärztlichen Geschäfte mag sie sich fernerhin zurückziehen; hier hängt ihr zu viel Böses an, und allzu viel Nachtheiliges hinkt ihr nach. Jeder Dank über die Bezahlung hinaus schliesst leicht Ungerechtigkeit in sich oder kann zum Ueblen führen. Die Dankbarkeit macht freiwillige Sklaven, und da, wo der zu verdankende Gegenstand unklar ist, wie so häufig bei ärztlichen Kuren, muss sie sich auf Nebensächliches von sehr zweifelhaftem Werthe stützen, oft zum moralischen Schaden beider Parteien und überdies unter Beeinträchtigung Andrer und zum Nachtheil der Wissenschaft. Und ich bedaure, es sagen zu müssen, dass es leider die Aerzte selbst sind, die das unglückselige Dankbarkeitsverhältniss der Menschen unterhalten und fördern. Nicht klage ich sie dessen an; denn ich wiederhole es, dass sie durch ihre Lebensstellung, durch den Mangel einer festen Besoldung, durch die unpassende Geschäftseinrichtung und durch die thörichten Ansichten



des Volkes über den Ruf des Arztes dazu gezwungen sind. Auch füge ich hinzu, dass der beste Charakter nicht im Stande ist, in dieser Beziehung der allgemeinen Sitte zu trotzen, und dass Jeder, dessen Praxis in Blüthe bleiben soll, gleichsam zu der Last verurtheilt ist, nach der Dankbarkeit der Menschen begierig zu sein und geflissentlich nach derselben zu trachten. Wer es nur einsehen will, dass dies so ist, der findet leicht Gelegenheit dazu. Ich habe alle und jede Mittheilung von speciellen und persönlichen Thatsachen absichtlich vermieden. Ich bin bloss von der Thatsache ausgegangen, dass ein Arzt viel schlechter als ein Andrer die Krankheiten heilen und doch eine bessere und grössere Praxis haben kann, oder dass ein Arzt ein viel schlechteres Kurverfahren und eine viel mangelhaftere Therapie befolgen und dennoch das Glück haben kann, einen grössren Anklang beim Volk, einen grössren Ruf und eine lohnendere Praxis zu finden. Und auf diese Erscheinung, deren Erklärung bisher fehlte, und die ich in dieser Schrift niedergelegt habe, auf diese betrübende und inhaltsvolle Erfahrung muss ich immer wieder zurückkommen. Freilich muss man es darnach anfangen, wenn man eine grössre und bessre Praxis und einen grössren Ruf haben will; nur ist es schlimm, dass man dieses Ziel in hohem Grade auch auf unrechten Wegen und mit unerlaubten Mitteln erlangen oder doch die Erreichung desselben auf solche Weise beträchtlich und sogar wohl erfolgreicher fördern kann. Es handelt sich daher um eine bessre Einrichtung des ärztlichen Geschäftes im Interesse des Arztes, des Kurverfahrens, der Wissenschaft und der Menschheit. Es soll dem Arzte die Last abgenommen werden, ein beschwerliches, störendes und die Gelegenheit zu vielen Ungerechtigkeiten mit sich führendes Freundschafts- und Dankbarkeitsverhältniss bloss zum Gedeihen seines Berufs und seiner Kunst mit den Menschen unterhalten zu müssen. Durch das Haschen nach Dank und selbst durch das absichtsloseste Antreiben der Menschen, die seine Hülfe suchen, in ein gewisses Dankbarkeitsverhältniss zu ihm zu treten, zwingt er sie, so unwillkührlich und unabsichtlich dies auch geschehen mag, zu einer nachtheiligen Einseitigkeit des Urtheils und er nimmt ihnen dabei ihre Freiheit des Handelns. Dies aber ist um so schlimmer, als doch kein Arzt dem Kranken die Bürgschaft geben kann, ihn in jedem neuen Falle wieder glücklich zu behandeln. Das Volk wird durch das bisherige Verhältniss in einer gewissen Unmündigkeit erhalten,

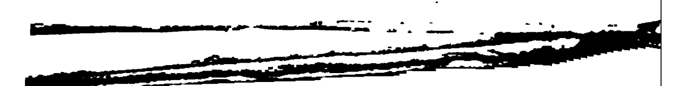
und es wird ihm unmöglich gemacht, die Heilkunde allseitiger aufzufassen und sich umzuschauen, wo und wie es die beste Hülfe findet. Es kennt dann nur die Heilkunde in der Person des Arztes, an welchen es sich angeschlossen hat und der es in seiner Bekanntschaft erhält. — Das Volk soll sich in Bezug auf die Aerzte also frei und selbstständig erhalten. Es kann ihm diese Freiheit allerdings nichts nützen, wenn es sich in der Heilkunde nicht urtheilsfähig macht; ich darf jedoch unbedingt voraussetzen, dass dies mehr und mehr geschehen wird, da die naturwissenschaftlichen Kenntnisse des Volks im stetigen Wachsen begriffen sind. Wenn aber der Arzt Bekanntschaften d. h. Kundschaften, sucht und durch den Eifer seiner Bedienung sie sich erhält, so kann man ihn — und ich wiederhole dies — deshalb nicht tadeln. Denn bei der noch bestehenden üblen Einrichtung des Geschäftes muss er, seinetwegen und seines Berufes wegen, in solcher Weise und zwar sogar emsig und eifrig handeln, und überdies gilt jeder Arzt vor dem Gesetze dem andren Arzte gleich, Jeder meint auch von sich, dass er am Krankenbette ebensoviel, als der Andre könne, und Jeder hat also ein unbeschränktes Recht auf jeden Kranken und auf die höchst mögliche Zahl von Kranken. Es ist zwar jene Meinung der Aerzte von sich eine verderbliche Einbildung; aber es liegt ihr, namentlich in der Allopathie, viel Wahrheit zum Grunde, und eine Sitte, die sich auf eine gewisse allgemeine Wahrheit gründet, hat für ihre Zeit auch eine gewisse Berechtigung. Man kann den Arzt also bis jetzt noch nicht tadeln, wenn er so viel Kundschaften als möglich und wenn er von seinem unermesslichen Gebiete so viel als möglich in Beschlag nimmt. Es wird aber die Zeit kommen, wo man dies tadeln muss, und man darf auch jetzt schon dies bei allen den Aerzten als unrecht bezeichnen, denen man eine klarere Einsicht in das Geschäft und in den Beruf zuschreiben muss.

Ueber die Bezahlung hinaus kann man keinem Arzte dankbar sein, ohne gegen einen anderen Arzt undankbar zu sein. Und welche Aerzte ernten am meisten Dank? Durchaus nicht gerade diejenigen, die am meisten leisten. Sondern derjenige bekommt am meisten Dank, der es darnach zu machen weiss, dass er Dank erlangt, und es darnach machen will. Ueberall in der Welt bekommt derjenige Mensch am meisten von seinen Mitmenschen Dank, der am freundlichsten mit ihnen umgehen kann, der sie anzuziehen weiss, der viel

mit ihnen verkehrt, der in allen Hauptsachen nicht streng, in allen Nebendingen sehr liebenswürdig und gefällig ist u. s. w., und ferner derjenige, welcher bei allen diesen Umgangs-Eigenschaften obendrein noch eine gewisse Stellung behauptet, Ansehen hat, im Glücke sich sonnt oder gar aufwärts so viele Verbindungen besitzt, dass man seine Empfehlung und Fürsprache sucht. Mag Jeder dies beliebig auf die Aerzte übertragen, so weit es passt; für andre Berufe trifft es den rechten Fleck nicht minder. Es ist unerlaubt, sich einen Anhang durch die Kunst des Umgangs zu bilden; es ist überhaupt unerlaubt, einen Anhang zu haben. In einer Familie, wie in einem Staate darf sich Niemand einen Anhang erwerben, — und man sieht ja auch verächtlich auf denjenigen herab, der sich einen Anhang zu machen sucht. Im Geschäftsleben ist es aber gar nicht der Fall, dass man sich einen Anhang macht. Der Geschäftsmann hat seine Kundschaft, aber keinen Anhang, und bloss der Arzt hat eine Kundschaft, die vielfach durch mehr als durch seine ärztlichen Leistungen, d. h. durch die eigentlichen Leistungen seines Heilens, an ihn gebunden ist. Bloss für Ideen muss sich ein Anhang bilden; Parteiführer in der Politik, in der Philosophie etc. dürfen einen Anhang haben, und von Gedanken darf man sich heranziehen lassen, nicht aber von einem Einzelnen, der für sein Interesse wirkt. Aus Dankbarkeit, Gefälligkeit, Freundlichkeit, Gewogenheit, Geselligkeit und durch Empfehlen und Zureden bekommt der Arzt einen Anhang, einen Kreis; aus diesem Kreise bekommt er seine Praxis, und diesen Kreis erweitert er mehr und mehr. Diese Erweiterung geschieht aber bei der bestehenden üblen Einrichtung des Geschäfts nicht bloss durch die Leistungen des Arztes im Heilen oder etwa noch durch seine Geschicklichkeit im Pflegen der Kranken, sondern auch durch seine Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit, sowie durch die sogenannte Dankbarkeit und Anhänglichkeit der Kranken, und so weit es auf diese letztre Weise geschieht, geschieht es auf Kosten seiner Collegen, auch gar leicht auf Kosten der Wissenschaft und nothwendig dann endlich auf Kosten seiner Kundschaft selbst. Wollte man annehmen, dass Jeder es in gleicher Weise treibe und dass der Schaden sich hierdurch ausgleiche, so ist diese Annahme vielfach unrichtig. Gleich gründlich und gediegen können mehre Aerzte die Kranken behandeln, aber gleich sind sie dabei nicht in ihrer Umgangskunst, und immer ist es doch wahrhaftig schlimm, wenn die Einrichtung

des Geschäftsbetriebes einen so grossen Einfluss der Umgangskunst gestattet. Die Kuren, die der durch seine praktische Gewandtheit emporgekommne Arzt in seinem Kreise macht, sind ein Werk dieses Arztes, aber auch gleichzeitig ein Werk seines Anhanges, insofern dieser die Kuren gut nennt, ausschreit und verherrlicht. Und nun gelten diese Kuren, und sie sind doch vielleicht Nichts, und nun steht solch ein Arzt gewappnet da, auf Grund seiner „Praxis" spricht er mit, dreist erhebt er seine Stimme, und kühn kämpft er gegen Neuerungen und entscheidet über die Fortschritte der Zeit je nach seinem Vortheil und Vorurtheile. Das ist der Lohn für die dankbare Unterwerfung, und dabei ist der Arzt endlich der Betrogne. Damit der Arzt zu solcher Stellung gelangt, in welcher er in Betreff der Heilkunde in seinem Kreise den einseitigen Ton angiebt, gehört freilich noch mehr dazu, als die Dankbarkeit der Menschen und ihre mannichfache Gefälligkeit aus Dankbarkeit; es gehört dazu auch noch die ganze Unreife und Unmündigkeit des Geschlechts. Aber nur das Wissen trägt die Schuld. Wer jedoch seinem Berufe mit ganzer Seele und mit voller Lust ergeben ist, der arbeitet in demselben voll Eifer und voll Glückseligkeit fort, ohne um sich und über sich zu schauen, und er lebt in den Uebelständen dahin, ohne durch dieselben sehr belästigt zu werden. Und eben das Nicht-Wissen entschuldigt, und es entschuldigt auch den berufseifrigen Arzt wegen seiner Duldung und seiner Fördrung der Uebelstände, die der jetzigen Einrichtung seines Geschäftes anhängen. Man wird auch oft durch die Praxis fortgerissen, und man glaubt, dass man vorwärts komme und dass man mit der Welt fortschreite, bloss weil man Einiges verdient. — Alle Berufe sind künstliche und einseitige Richtungen und Einrichtungen, und aus den eingefleischten Gliedern eines Berufs geht nie eine Reform hervor.

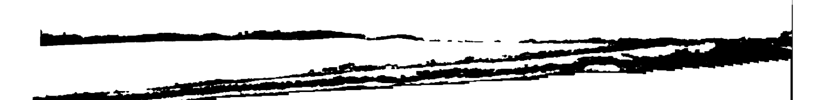
Der Fehler liegt an den Aerzten und er liegt am Volke, und die blosse Dankbarkeit trägt eine grosse Schuld, mag sie angestrebt und benutzt oder mag sie nur gezeigt und geäussert werden. An allen Dank der Menschen gegen Menschen knüpft sich leicht Ungerechtes und Unrichtiges, und im Interesse der Menschheit, der Wahrheit und des Rechts, im Interesse der Kranken, der Aerzte und der Wissenschaft wünschen wir es sehr und rufen es laut aus: weg mit dem Danke für ärztliche Kuren, gebt dem Arzte die Bezahlung, gebt diese sofort, und seid durch diese Bezahlung gegenseitig quitt und



wieder fremd und frei. Wer aber nicht bezahlen und dem Arzte bloss freundliche Handlungen erweisen kann, der mag sich hüten, durch seinen Dank, den er seinem Arzte schuldig zu sein glaubt, ungerecht und nachtheilig gegen andre Aerzte und gegen seine Mitmenschen zu handeln. Er empfiehlt aus Dankbarkeit seinen Arzt an Andere, aber er weiss nicht, welche Folgen es haben kann; er verdrängt durch seine Empfehlung einen andren Arzt, aber er weiss nicht, wie schlecht diese Empfehlung ausfallen kann. Es ist wichtig, dass man in Betreff des Arztes eine glückliche Wahl treffe, und es ist daher mehr als leichtsinnig, aus blosser Gefälligkeit oder deshalb, weil man nicht bezahlen kann oder will oder weil man einen Theil des Honorars erlassen zu haben wünscht, den Arzt an andre Kranke zu empfehlen oder diese ohne Umstände zu ihm zu schicken. Freilich glaubt das Volk dabei, nach bester Ueberzeugung zu handeln, und dies entschuldigt es. Mag Jeder sehen, wen er wählt. Indess das Volk ist bis jetzt in medicinischen Dingen so unerfahren, dass häufig genug Einer dem Andren einen Arzt nennen muss, ähnlich wie in Geschäften des Handwerks. Auch in dieser Hinsicht hat die Homöopathie wohlthätig gewirkt, denn die Anhänger der Homöopathie zeigen in der Wahl ihres Arztes eine gewisse Reife und Selbstständigkeit; aber sie lesen auch medicinische Schriften, und dies gehört nicht bloss zur guten Bildung, sondern auch zum Haushalt. Beispiele, wo in Folge solcher Dankbarkeitsempfehlungen die Kuren ganz unglücklich abliefen, liegen genug vor. Aber auch jede Wahl des Arztes auf Grund sogenannter Dankbarkeit ist eine missliche Sache. Ich kannte einen Baumeister, der fast zufällig durch einen Arzt eine ansehnliche Bestellung erhielt. Sofort entliess er seinen bisherigen Arzt, der gerade ein Glied seiner Familie behandelte, und nach 10 Tagen hatte er einen Todesfall. Nach längerer Zeit wiederholte sich derselbe Fall fast ganz auf gleiche Weise. Eine ausführliche Section bewies freilich jedesmal, wie man zu sagen pflegt, die Unvermeidlichkeit des Ausgangs.

Gewiss ist es bitter und schmerzlich, mit Undank belohnt zu werden, gewiss sind die Menschen oft hartherzig genug, gewiss verstehen sie es, roh und undankbar zu sein, und es ist das Nichteingedenksein dessen, was man empfangen hat, oder das herzlose Eingedenksein der empfangnen Liebe ein Zeichen eines eigennützigen, habsüchtigen und trotzigen Gemüthes, vor welchem man mit Recht

sich fürchten mag, — und ich will nicht den Undank predigen. Gewiss ferner ist die Dankbarkeit ein erfreuender Zug im Charakter des Menschen, wie auch des Thiers, weil sie in dem dankbaren Wesen das Bewusstsein seiner Beziehung zur Aussenwelt und zwar thatsächlich, mithin unter lebhafter Ueberzeugung, und ausserdem unter Aeussrung von Liebe ausdrückt, und es kann und soll der Arzt sich freuen, wenn die Kranken dankbar sind. Er soll sich freuen, weil er das Bewusstsein gelungner Kuren zur Aufrechthaltung in seinem Berufe und zur glücklichen Ausübung desselben nöthig hat, und ich müsste selbst nicht oft genug empfunden haben, wie wohlthuend eine unvermuthete Ueberraschung durch einen dankbaren Kranken ist, um nicht eine gleiche Freude dem Collegen zu gönnen. Wenn ein Kranker von einer heftigen Lungenentzündung genesen ist, an welcher er in andrer Behandlung vielleicht gestorben wäre, wenn ein Kranker von einem eingeklemmten Bruche befreit wurde, wenn eine Kur den gelähmten Arm wieder arbeitsfähig machte, wenn ein Schwerhöriger geheilt wurde, wenn ein erblindetes Auge wieder sehen lernte, wenn eine Fallsucht ausblieb etc., so sind dies gewiss bedeutende Ereignisse, und wenn nun der genesene Kranke, aus innerstem Drang des Herzens, gegen Andere seine Freude und seinen dem Arzt schuldigen Dank verräth und wenn er gar in diesem ein Echo seiner Seelenstimmung findet, gewiss erfreut es unter Rührung uns. Der Genesene ist glücklich darüber, dass er Hülfe fand, dass die Welt mit Hülfe ausgestattet ist, dass er den Menschen in seiner Noth vertrauen kann, dass Gott ihn erhörte, dass Gott durch Menschen ihm Hülfe schickte, und dass es Menschen mit dem Berufe des Arztes giebt, die sich seiner so liebevoll annahmen. Die Wucht aller dieser Gedanken überwältigt ihn, er muss sich aussprechen, er muss in die Seelenstimmung des Dankes gerathen und er muss danken; durch seine Dankbarkeit und durch seinen Dank erhebt und veredelt er sich und er erhebt und erquickt das Gemüth des Arztes. Ist man endlich Jahre lang in einem Kreise thätig gewesen, voll Eifer Gutes stiftend, wo man nur irgend konnte, und es naht der Abend des Lebens, aber immer noch wiederholen sich die Beweise der Dankbarkeit aus früheren Zeiten; was könnte da es Schöneres und Geeigneteres geben, um das Bewusstsein, nicht vergebens gelebt zu haben, zu unterhalten, als die dankbaren Gesinnungen und Aeussrungen unsrer früheren Kranken und der Dank unsrer Mitbürger, die Zeugen unsres Wirkens



waren? Der Dank ist der reinste Lohn für die gethane Arbeit, das beste Mittel, um zu immer neuem Spenden von Wohlthaten angetrieben zu werden, das liebevollste Mittel, um dem praktischen Arzte das Bewusstsein seiner Leistungsfähigkeit und seiner Leistung zu gewähren, und das edelste Mittel, um Liebe zu säen und zu ernten.

Indess das Leben ist keine Idylle, Gott wohnt nicht in einer Hülle von Schein und Wahn, und die reinste Wahrheit ist auch die erhabenste Poesie. Was können die exacten Wissenschaften nützen, wenn ihr Maassstab nicht auch an das Gemüth angelegt wird? Zergliedere die sogenannten bedeutenden Heilungsereignisse, und wenn für Dich, Arzt, vielleicht kaum ein Minimum als Werk Deiner wirklich eignen Leistung noch übrig bleibt, warum soll dann dein Mitbruder, an dem das Heilungsereigniss geschah, in solchen Affect der Rührung und Zerschmelzung gegen Dich gerathen? Das waren frühere Zeiten, wo man gegen den Arzt noch in Dank ausbrechen konnte, — Zeiten der Kindheit und der Unreife. Die exacte Forschung hat auch hier ihre Wirkung schon geübt. Zergliedere auch das Leben des Arztes, der den Rest seiner Tage in Ruhe geniessen will; der Gedanke an die gemachten Kuren enthält vielleicht mehr Niederdrückendes als Erhebendes. Schlag das Tagebuch auf, wenn sich ein solches findet, und sieh, wie viel Entzückendes darin ist, und wie es zu dem dargebrachten Danke passt. Es ist angenehm, sich in Gefühlen zu ergehen, was aber ist Wahres daran? Die Wahrheit nützt allein, und das heiligste Gefühl schadet um so mehr, je irriger es ist. Und wie sehr hat überdies die Erfahrung über die Dankbarkeit der Kranken gegen ihren Arzt gerichtet? So dankbar sie heute sind, so undankbar sind sie morgen; so dankbar sie gegen mich sind, so undankbar sind sie gegen Dich. Das Dankbarkeitsgefühl der Kranken gegen ihren Arzt ist entweiht; ein erfahrner und klarer und dabei bescheidner Arzt giebt endlich nicht mehr viel, giebt endlich nichts mehr darauf.

Doch nicht will ich das freudige Gefühl, das sich in der Brust des genesenen Kranken regen will, ersticken. Es muss und soll sich äussern, sonst wird der Kranke durch seine Genesung moralisch schlechter. Nun so werde gegen deinen Arzt gerecht, danke deinem Gott und thue auch Gutes andren Menschen. Und erfüllst du diese Fordrungen nicht, so ist dein Dank, den du sonst dem Arzte bringen willst, nur eine böse Saat. Unklare Gefühle und

unklare Persönlichkeitssachen geziemen nicht in einem erhabnen Berufe. Persönlichkeitssachen wollen von beiden Parteien, wenn sie nicht zum Bösen führen sollen, still und geräuschlos, ohne Kränkung Andrer, erledigt werden. Und wie oft lohnt der Kranke zwar den Arzt, der ihm das Mittel verschreibt, also aus dem öffentlichen Laden dasselbe bloss aushändigen lässt, aber den Entdecker des Mittels und den, der die Anwendung desselben regelte und nutzbringend machte, beachtet er nicht oder verfolgt ihn aus Unkenntniss vielleicht gar noch obendrein! Du in diesem Gebiete Unerfahrner, was entweihest du dasselbe! An deinem Lohne klebt vielleicht schon Unrecht; an deinem Dank aber hangt die Lästrung. Du hast dich mit den ärztlichen Kuren und mit der Heilwissenschaft zu wenig bekannt gemacht, um mit dem Dank nicht ungeschickt, unrichtig und ungerecht in das öffentliche Leben hineinzufallen. Der öffentliche Dank ist Marktschreierei, der geheime Dank ist Intrigue. Der persönliche Dank in dem so sehr verwickelten Geschäfte des Arztes ist eine schwer abzumessende Sache; wer mag ihn leisten, wer mag ihn noch annehmen? Mit der exacten Forschung und mit der klareren Therapie ist der nackte Lohn jetzt an seine Stelle getreten, um einstmals durch die feste Besoldung ersetzt zu werden. Für den Arzt giebt es keinen Dank mehr. Ich beklage es aber, wenn Nichts dich treibt, für deine Genesung deinem Gott zu danken, und ich bedaure es, dass Dir Niemand die Weisung giebt, einen sachlichen Dank abzustatten, d. h. den Dank, den man der Wissenschaft des Heilens auf thatsächliche Weise zu zollen hat, und dieser Dank kann unbegrenzt sein, und er nützt allseitig und ist gerecht. Was man bisher Dankbarkeit gegen seinen Arzt nannte und was bisher der Arzt als Dankbarkeit beanspruchte, ist Nichts als eine unklare Gefühlssache, die zu einem geschäftlichen Interesse geworden ist; — eine Sache, die den Egoismus des Arztes und seinen Handwerkstrieb fördert, aber ihn mit Bitterkeit erfüllt, sobald sie ihm nicht zu Theil wird, — eine Sache, die aus guten menschlichen Eigenschaften zwar entsprang, aber bei den nun einmal bestehenden Verhältnissen zum Uebel wird und zu zahlreichem Nachtheile und Schaden führt, — eine Sache, welche von der Laune regiert wird und durch ihre Unbeständigkeit zuwider wird, — eine Sache, von deren Leistung der gereifte Arzt gern die Menschen entbinden möchte, wenn nur die geltende Einrichtung seines Geschäftsbetriebs es ihm möglich machte, — und eine solche Sache, dass der, wer sie nöthig hat, wegen seiner

Begierlichkeit nach ihr und wegen seiner ganzen Lage nicht zu beneiden, sondern recht sehr zu beklagen ist. Geschäftsdankbarkeit ist gerade im ärztlichen Geschäfte vom Uebel, und die Concurrenz ist nirgends weniger an ihrem Platze, als im ärztlichen Berufe. Die Concurrenz sollte, wenn es recht herginge, sich in den veröffentlichten wissenschaftlichen Thatsachen zeigen, leider aber bewegt sie sich um die Zahl und Güte der Kundschaften. Nur da, wo nach einem Schema in geregelter Weise kurirt wird, ist einigermaassen die Concurrenz der Aerzte im Behandeln und Heilen der Kranken noch zu billigen. Da hingegen, wo beim Kuriren jedes Princip fehlt, ist die Concurrenz ebenso unmoralisch als gefährlich. Gar leicht werden hier eher unerlaubte, als erlaubte Hebel angesetzt, um über einen Collegen zu siegen; und es ist die schlaue Verpflichtung zur Dankbarkeit mit geschickter Benutzung derselben dann gerade das rechte Mittel, um, wenn auch langsam, doch sicher in seinem Wirkungskreise so emporzukommen, dass man den grössten, den ersten Ruf vor allen andren Collegen davon trägt. Aber hat auch der Arzt über einen andren Arzt die Concurrenz siegreich bestanden, sei es in einem einzelnen Krankheitsfalle oder in der Summe und Güte der ganzenPraxis, was Grosses hat er dann erreicht? Nichts Anderes hat er erlangt, als einen neuen Grund, um sich zu schämen. Denn jetzt kann man die Sache klar entziffern, und man kann Jedem nachweisen, wie viel Praxis etwa er seinem Wissen und Können und wie viel Praxis er den unerlaubten Mitteln verdankt, die er freilich viel weniger oder vielleicht gar nicht aus Bosheit und Betrug, viel mehr dagegen oder gar ausschliesslich aus blindem Drang des Handwerkseifers angewandt hat. Und eine gewisse Scham merkt man auch in der That dem glücklichen Concurrenten an. Welche Verblendung und welche Unklarheit im Beruf muss herrschen und welche schlechte Geschäftseinrichtung muss bestehen, um auch im ärztlichen Stande von Concurrenz zu reden, um dem Handwerkseifer auch hier ein so fruchtreiches Feld zu verschaffen! Wo freilich Jeder seinem Brote nachgehen und sehen muss, wo und wie er's findet, da ist Vieles möglich; da muss der Dank der Kranken freilich zur Hülfe kommen und der Arzt muss die Dankbarkeit der Menschen, auf welche er sich so sehr angewiesen sieht, wohl im Auge haben. Er muss die Menschheit zur Dankbarkeit sogar gewöhnen, und er muss sich und sein Benehmen und all sein Handeln sorglich darauf

einrichten, dass er die Dankbarkeit der Menschen sich erwirbt und ihren Dank erntet. In erster Linie hat er dann allerdings für sich gesorgt. Es geht auch nimmer anders, wenn es keine feste Besoldung giebt. Die Schuld aber liegt an der schlechten Einrichtung des Geschäfts, und an dieser, nicht an dem Berufe selbst hat der Arzt mit voller Kraft zu tragen.

XI.

Vorschläge zur Verbesserung.

Ich habe Wahrheit gesagt. Was ich gesagt, das hat sich auch schon vielfach verwirklicht und bestätigt. Die Dankbarkeit gehört in die Zeiten der ärmlichen Verhältnisse. Und schon jetzt verlangt man daher mehr Lohn als man Dankbarkeit verlangt, und fernerhin wird dies noch immer mehr der Fall sein. Es ist dies auch kürzer und bequemer. Auf die Benutzung des Dankbarkeitsverhältnisses folgt demnach die Zeit der gewinnreichen Ausbeutung.

Es wäre aber unpassend, Schäden aufzudecken und nicht auch sofort Mittel zur Abhülfe angeben zu wollen.

Diese Mittel sind folgende:

1) Eine verbesserte Therapie mit Aufnahme der Homöopathie in das Kurverfahren.

2) Das Selbstdispensiren der Aerzte.

3) Feste und dabei genügende Besoldung der Aerzte durch die Gemeinden mit der Verpflichtung der Aerzte, jeden Kranken unentgeldlich zu behandeln und ihn mit Arzneien, so weit diese in Verdünnungen bestehen, zu versorgen. — Die Besoldung wird durch eine Steuer bestritten, die in entsprechendem Verhältnisse auf jeden Kopf gesetzt wird und die für den Einzelnen weder hoch ausfallen, noch, da sie unentgeldliche Behandlung und in einem beträchtlichen Grade unentgeldliche Arzneien einbringt, irgend drückend werden kann. Die Armenpraxis geht dabei in der unentgeldlichen Behandlung aller Bürger

des Staates auf. — Wohl weiss ich, dass ein grosser Thätigkeitstrieb, eine grosse Achtung vor dem Menschen und ein grosses wissenschaftliches Interesse dazu gehören, um im ärztlichen Berufe bei einer fixen Besoldung seine Schuldigkeit zu thun. Indess ich weiss auch, dass der ärztliche Beruf in der That ohne das Lockmittel eines gewinnreichen Erwerbes ausgeübt werden kann. Beweise hiervon liegen schon genug vor. Die gesammte Einrichtung des Geschäfts hilft übrigens dabei mit. Auch ist eine solche Reform nur da möglich, wo man dazu reif ist. Endlich aber wird diese Reform das Personal sehr verändern, und ohne das geeignete ärztliche Personal ist ja der Plan gar nicht ausführbar.

4) Anstellung der Aerzte für bestimmte Bezirke der Stadt und des Landes mit der Verpflichtung, Gesundheitswächter zu sein und über ihre Wirksamkeit und über alle Ergebnisse ihrer Beobachtung jährlich öffentlich einen sachlich eindringenden Bericht zu liefern. — Die angestellten Aerzte haben nöthigenfalls ihre Assistenten, und sie stehen unter einem selbst gewählten, zeitweise wechselnden ärztlichen Vorstande, der das Interesse der Kranken, der Wissenschaft und des Geschäfts überwacht.

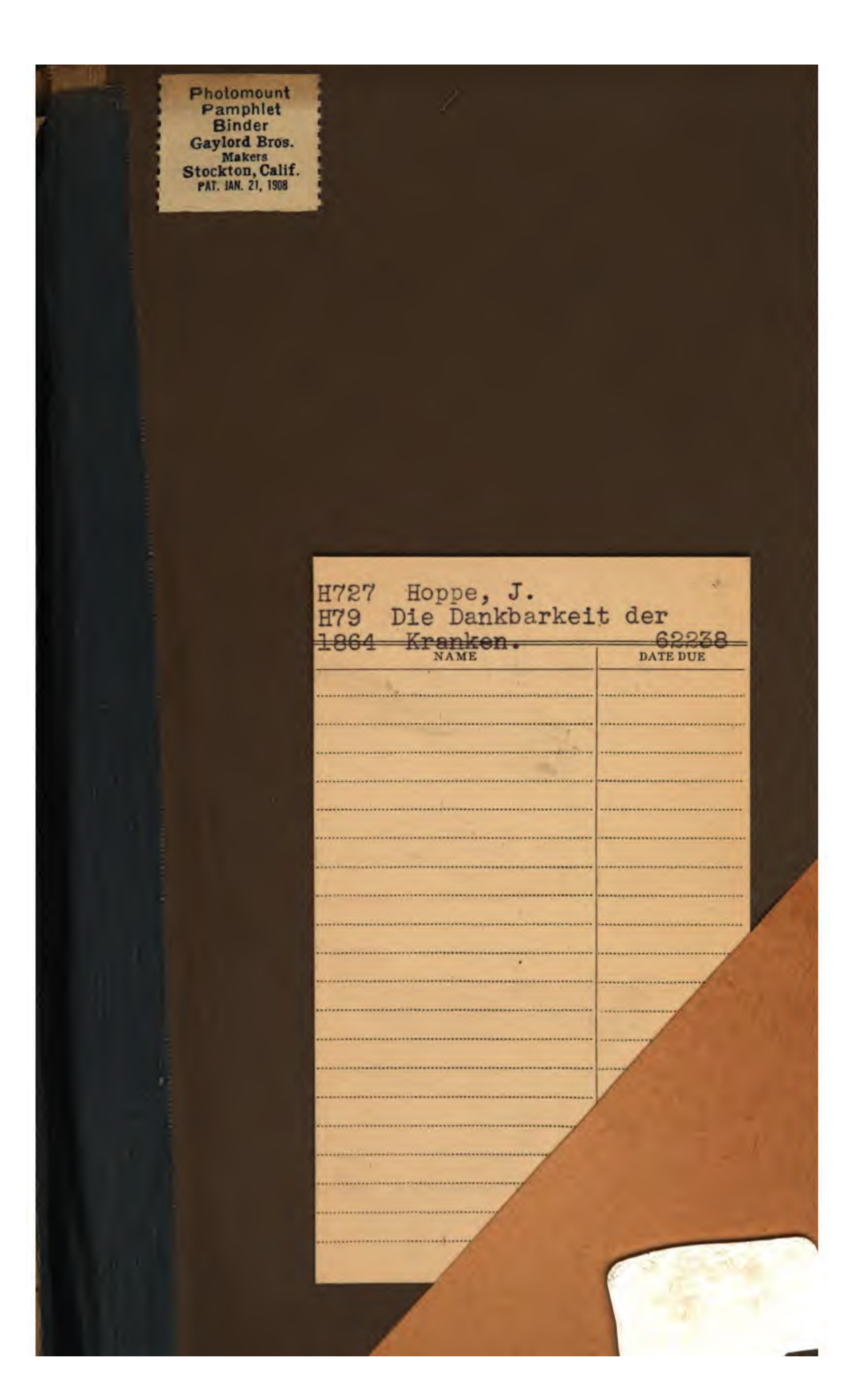
In diesen wenigen Andeutungen liegt ein grosser Plan ausgesprochen, den jeder Sachverständige leicht aus denselben entwickeln kann.

Nur aber wolle man ja nicht glauben, dass ohne die Wohlfeilheit und Einfachheit der Arzneien, welche das Selbstdispensiren ermöglicht, eine neue, zweckmässige Einrichtung zu bewerkstelligen oder irgend eine Abhülfe von den Uebelständen denkbar sei, welche im ärztlichen Berufe auf den Aerzten, auf den Kranken und auf der Wissenschaft lasten.



Druck von G. Kreysing in Leipzig.


Photomount


Photomount
Pamphlet
Binder
Gaylord Bros.
Makers
Stockton, Calif.
PAT. JAN. 21, 1908
H727 Hoppe, J.
H79 Die Dankbarkeit der
1864 Kranken. 62238
NAME
DATE DUE

